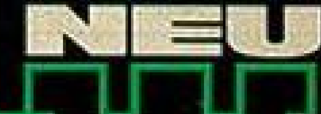
1,70 DM / Band 438
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Schlangenhand

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Schlangenhand

John Sinclair Nr. 438

von Jason Dark

erschienen am 25.11.1986

Titelbild von Ken Kelly

Sinclair Crew

Schlangenhand

In einer Flut aus rotem Licht ging die Sonne über dem Meer unter. Vergeblich kämpfte sie gegen die langen, dunklen Finger der Nacht. Es war ein beeindruckendes Bild, das sich uns bot, doch wir hatten keine Zeit, den herrlichen Anblick zu genießen. Diese friedliche Szene verwandelte sich schlagartig in eine Hölle, als wir an Deck traten.

Urplötzlich hämmerte diese verdammte Maschinenpistole los.

Es war Zufall, daß wir gerade hinter dem Beamten der Lissabonner Hafenpolizei hergingen, so erwischte ihn die Garbe, schleuderte ihn zurück und gegen uns...

Mit einer Reflexbewegung fingen wir ihn auf. Die Uniformjacke war von den Treffern zerrissen worden, und wir hielten einen Toten in den Armen.

Eine weitere Garbe fegte nicht über das Deck. Dafür hörten wir hastige Schritte, sahen aber niemanden, weil das breite Deck bereits in tiefe Schatten getaucht war und man auf das Anzünden irgendwelcher Positionsleuchten verzichtet hatte.

Auch der übrige Hafen lag in einem gespenstischen Zwielicht. Die Aufbauten der Schiffe wirkten wie das Werk eines Malers, der am Kai saß und die Stimmung einfing.

Suko und ich hatten Blut an den Händen, als wir den Beamten zu Boden sinken ließen. Mit diesem hinterhältigen Angriff hatte keiner von uns gerechnet, wir waren aus einem anderen Grund an Bord gegangen, und eigentlich war es mehr ein Verdacht gewesen. Daß man uns mit einer Kugelgarbe empfangen würde, war verdammt hart.

Das Schiff war ein Frachter, der alles Mögliche über die Meere transportierte. Wie leergefegt wirkte das Deck. Nur zwei Positionsleuchten brannten. Die eine davon allerdings so hoch, daß ihr Schein nicht einmal das Deck erreichte.

Suko und ich waren eingespielt. Wir trennten uns. Ich ging auf der linken Seite, Suko auf der rechten.

Zu sehen bekamen wir so gut wie nichts. Vor allen Dingen nicht den Kerl, der geschossen hatte, und über die Schüsse hatte sich auch niemand aufgeregt.

Unserer Meinung nach hatte er das Schiff noch nicht verlassen.

Irgendwo mußte er sich versteckt halten, und Möglichkeiten gab es an Bord genug.

Um ihn zu durchsuchen, brauchten wir schon eine ganze Mannschaft. Zu zweit standen Suko und ich da auf verlorenem Posten.

Dichte Schatten klebten zwischen den Aufbauten. Sie kamen mir vor wie blaugraue Felder, während über uns ein dunkler Himmel stand, auf dem auch die roten Sonnenstrahlen nicht mehr zu sehen waren. Die Nacht hatte uns endgültig eingeholt.

Auf einem Schiff ist es nie ruhig. Irgendwo in der Umgebung knarrt und knackt immer etwas. Zudem wehte der typische Geruch in meine Nase.

Eine Mischung aus Meer, brackigem Hafenwasser, frischer Farbe und auch Teer.

Von Suko hörte ich nichts. Er verstand es, sich lautlos zu bewegen, und ich setzte meine Schritte ebenfalls so leise wie möglich, um ungesehen das Ziel zu erreichen.

Es war kein gutes Gefühl, zu wissen, daß irgendwo hinter den zahlreichen Aufbauten ein Schütze lauern kann, der nur darauf wartet, uns vor die Mündung zu bekommen.

Doch er hielt sich zurück.
Ich gelangte in die Gegend, wo sich auch die Brücke befand. Bisher hatte ich mich neben den etwas über dem Deckrand stehenden Aufbauten der Ladebäume ducken müssen, nun endlich konnte ich mich aufrichten und verharrte im Schatten der Brücke.
Ich sah einen Schatten.
Sofort bewegte ich mich. Die Beretta machte den Schwenk mit. Suko kam von der anderen Seite, blieb stehen und schüttelte den Kopf.
»Nichts.«
»Hast du unter Deck nachgesehen?«
»Dazu bin ich nicht gekommen. Nehmen wir uns die Brücke vor?«
Ich warf einen Blick an den Aufbauten hoch, die nach frischer Farbe rochen. »Wahrscheinlich wird er sich dort nicht verkrochen haben.«
»Obwohl er von dort den besten Überblick hat.«
»Stimmt.«
»Dann bleib du hier und halte die Augen offen. Ich schaue mal nach.«
Suko hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er schon damit begann, eine Leiter zu erklettern, die ihn zu seinem Ziel brachte.
Sein Schatten verschwand sehr bald aus meinem Gesichtsfeld, und ich versuchte, auf dem vor mir liegenden Deck etwas zu erkennen, was natürlich verdammt schwer war bei diesen Lichtverhältnissen.
Das Schiff hieß Castor. Es war ein ungewöhnlicher Kahn, ein sogenannter Tramper, der keine feste Route fuhr, sondern immer neue Häfen ansteuerte und gechartert werden konnte.
Wir hatten einen Tip erhalten, daß sich im Bauch des Kahns Waffen befinden sollten, die für Libyen bestimmt waren.
Das hätte uns alles nicht interessiert, wären unsere Kollegen nicht über den Namen des Eigners gestolpert.
Vincent van Akkeren!
Dieser Name wirkte wie eine Brandbombe. Van Akkeren stand auf der Fahndungsliste.
Daß er jetzt auch ins Waffengeschäft eingestiegen war, wußten wir nicht.
Und wir waren deshalb nach Lissabon gefahren, um auf dem Kahn vielleicht einen Hinweis zu finden, der uns zu van Akkeren geführt hätte.
Das also waren unsere Motive.
Sehr falsch lagen wir damit nicht, wie der erste Angriff auf uns gezeigt hatte. Wer so scharf und brutal reagierte, mußte etwas auf dem Kerbholz haben.
Über mir hörte ich ein Geräusch. Suko hatte die Brücke abgesucht und kletterte wieder nach unten.
Ich trat zur Seite, damit er Platz zum Springen hatte. Neben mir setzte er auf.

»Und?«
»Nichts. Die Brücke ist leer wie die Brieftasche eines Polizisten am Monatsende.«
»Nicht einmal eine Wache?«
»Auch nicht.«
Ich schüttelte den Kopf. »Von der christlichen Seefahrt verstehe ich ja nicht viel, das gebe ich zu, aber soweit mir bekannt ist, läßt man doch ein Schiff nicht unbeaufsichtigt. Vor allen Dingen nicht, wenn es eine brisante Ladung hat.«
»Es ist doch eine Wache zurückgeblieben«, unterbrach Suko mich.
»Denk an den Killer.«
»Das war für mich keine Wache. Ich möchte einen Seemann nicht mit einem bezahlten Mörder verwechselt wissen. Dem stimmst du mir doch zu - oder?«
»Klar.«
»Die Frage ist nur, ob wir zu zweit weitersuchen oder die Kollegen hier bitten, dieses Schiff unter die Lupe zu nehmen. Was meinst du?«
Suko hob die Augenbrauen. »Ich bin dafür, weiter zusuchen.«
»Also auch unter Deck.«
»Dort liegen die Kabinen und Mannschaftsräume.«
»Okay, gehen wir. Kennst du den Einstieg?«
»Ich weiß zumindest, wo er liegt. Bleib hinter mir, dann passiert dir nichts, John.«
»Danke, großer Bruder.«
Suko lachte leise und schlich vor. Wir überquerten die halbe Decksbreite, um den Niedergang zu erreichen, der uns zu unserem Ziel führte.
Diesmal ging ich vor, als wir in den Bauch des Schiffes stiegen.
Ich kenne Luxusliner, alte Segelboote und Lastkähne. Dieser Frachter hier hatte von allem etwas, am wenigsten jedoch von der Pracht eines Luxusliners.
Alles war funktionell eingerichtet. Wir betätigten einen Lichtschalter. Das Licht der Leuchtstoffröhren flackerte auf.
Wir befanden uns in einem schmalen Gang. Es roch muffig, als hätte in den letzten Monaten hier niemand mehr gelüftet. Metallwände begleiteten uns. Wir sahen die vorstehenden Nietenköpfe und auch den rötlichen Rost zwischen den einzelnen Platten schimmern.
Die Türen zu den Kabinen bestanden ebenfalls aus Metall. Hinter jeder von ihnen konnte sich der Killer verborgen halten.
Suko war etwas aufgefallen. Er hielt mich an der Schulter zurück und deutete zu Boden.
»Was ist?«
Mein Freund flüsterte; »Wenn du genau hinsiehst, entdeckst du auch die Spuren.«

Ich sah genau hin. Suko hatte sich nicht getäuscht. An einigen Stellen malten sich auf den Eisenplatten die Abdrücke einer geriffelten Schuhsohle ab, die gut zu einem Turnschuh hätte passen können.

Suko bückte sich und strich mit der Kuppe des Zeigefingers über einen Abdruck. Er hielt den Zeigefinger dann gegen seine Nase, roch und nickte.

»Teer?« fragte ich.

»Ja. Der Kerl muß in eine Teerlache getreten seih. Der Abdruck ist noch ziemlich frisch, er stammt bestimmt von dem Killer.«

Für einen Moment blieben wir nebeneinander stehen. Wir sprachen nicht mehr und verständigten uns nur durch Zeichen. Suko wollte vorgehen und nach den Spuren suchen. Wo sie endeten, mußte der Killer verschwunden sein.

Wir brauchten den engen Gang nicht bis zum Ende zu gehen. Suko wurde langsamer und deutete gleichzeitig dicht vor einer Kabinentür zu Boden.

Das war unser Ziel.

Ich verspürte schon leichtes Magendrücken, als ich daran dachte, daß wir die Kabine bald stürmen würden. Der Mann hatte eiskalt geschossen.

Menschenleben galten bei ihm nichts. Ich konnte mir vorstellen, daß er bei der geringsten Störung ebenso handeln würde.

Es gab kein Schlüsselloch, durch das wir schauen konnten. Wir wußten nicht, ob hinter der Tür Licht brannte.

»Wer geht rein?« hauchte Suko.

»Ich,«

Mein Partner war damit nicht einverstanden, er hob jedoch die Schultern und fügte sich. »All right, dann werde ich die Tür aufreißen, falls sie nicht verschlossen ist.«

»Tu das.«

Ich stellte mich schräg zur Tür hin. Wenn Suko sie aufriß, würde ich über die Schwelle springen, die Waffe in Anschlag halten und sofort reagieren.

Suko hatte seine Hand schon auf der Metallklinke liegen. Er bedachte mich noch mit einem kurzen Blick, sah mein Nicken und erkannte somit, daß auch ich bereit war.

Behutsam senkte er die Klinke, weil er zunächst ausprobieren wollte, ob die Tür offen war.

Dann der Ruck.

Stark, hastig und schnell.

Die Tür fegte nach innen, ich hatte freie Bahn, wirbelte geduckt über die Schwelle, blieb abrupt stehen und hielt die Beretta mit beiden Händen fest.

Der Lauf wies in eine dunkle Kabine. An der Wand gegenüber war

ein rundes Fenster, ein sogenanntes Bullauge. Aus dem Gang fiel Licht in den kleinen Raum. Es erreichte zwar nicht alle vier Ecken, aber ich konnte soviel erkennen, daß kein Killer mit angeschlagener MPi auf uns lauerte.

Dafür sah ich vor mir einen vom Boden hochwachsenden Schatten, der sich nicht rührte. Der Umriß eines Menschen war zu erkennen. Der Mann rührte sich nicht. Er hockte auf einem Stuhl, als wäre er dort festgeleimt worden.

Ich hatte ein ungutes Gefühl.

»Kann ich kommen?« fragte Suko. Er stand noch immer im Gang.

»Klar.«

Ich trat zur Seite, damit er Platz hatte. Gleichzeitig suchte ich nach einem Lichtschalter, fand ihn auch. Das Deckenlicht war trübe.

Dementsprechend schwach wurde die Kabine ausgeleuchtet.

Bett, Spind und Fernseher kümmerten uns nicht. Wir hatten nur Augen für den Mann, der gefesselt auf dem Stuhl saß. Mit dünnem Draht war er an das Möbelstück gebunden worden, damit er nicht umkippen konnte.

Die MPi lag neben dem Stuhl. Es war eine russische Waffe, wie ich mit einem raschen Blick feststellte.

Das aber kümmerte mich nicht weiter, wichtig war der Mann, und er sah furchtbar aus.

Von seinem Kopf war so gut wie nichts mehr vorhanden…

***

Es kostete uns beide Überwindung, näher an den Toten heranzutreten.

Wir kamen von zwei verschiedenen Seiten und untersuchten ihn. So etwas gehört leider zu unseren Aufgaben, und es war auch sehr wichtig, denn als wir uns die große Wunde genauer ansehen, stellten wir fest, daß der Kopf nicht von einem schweren Gegenstand zertrümmert worden war. Irgend etwas anderes mußte ihn erwischt haben.

Ich blickte Suko an.

»Keine Erklärung«, sagte der Inspektor.

»Soviel steht fest. Er und wir beide befinden uns nicht allein auf diesem verdammten Kahn. Es muß noch ein Killer durch die Gänge schleichen.«

»Wie weggeätzt!« flüsterte Suko. »Verdammt, ist das durch die Hand eines Menschen geschehen?«

»Du denkst an Dämonen?«

»Zwangsläufig. Zudem steht noch der Name Vincent van Akkeren im Hintergrund.«

»So sehe ich das auch.«

»Meiner Ansicht mach transportiert dieses Schiff nicht allein Waffen, auch das Grauen. Den Toten hier haben sie als menschliche Wache an Deck gelassen.«

»Was sollte er bewachen?«

»Keine Ahnung.«

Suko ging in der Kabine auf und ab. »Nur das Schiff?« Er öffnete die Spindtür. Im Schrank hingen Kleidungsstücke, die mein Freund mit flinken Fingern durchsuchte.

Ich ging zum Bullauge und schaute hindurch. Das Wasser konnte ich erkennen. Eine dunkle, sich bewegende Fläche, auf der hin und wieder Schaumkronen tanzten.

Der Frachter lag ein wenig abseits der großen Anlegeplätze, wo auch in der Nacht be- und entladen wurde.

Hier arbeitete man nur am Tag. Ich drehte mich wieder um.

Suko hielt Papiere in der Hand, die er gefunden hatte. »Der Mann hieß Carlos Rai.«

»Nie gehört.«

»Ich auch nicht.« Mein Freund steckte die Unterlagen wieder weg und schlug vor, daß wir uns mit den örtlichen Polizeibehörden in Verbindung setzten.

»Du hast recht. Zwei Tote sind ein wenig viel.«

»Ich frage mich nur, wer so etwas getan haben könnte. Das ist der blanke Wahnsinn.«

»Bestimmt nicht, Suko. Es steckt möglicherweise ein Plan dahinter. Und zwar ein ganz raffinierter. Van Akkeren agiert im Hintergrund. Ich habe zwar keine Beweise, verlasse mich jedoch auf mein Gefühl. Seit wir auf van Akkerens Yacht gefangen gewesen waren, bin ich gegen Schiffe irgendwie allergisch.«

»Zu recht, wie wir hier wieder sehen«, sagte Suko und schaute sich noch um. »Durch das Bullauge bestimmt nicht. Es ist noch geschlossen.«

Auch ich sah mir noch mal das runde Fenster an. Es war immerhin so groß, daß ein Mensch hindurchpaßte, aber geöffnet hatte es niemand.

»Es hat keinen Sinn mehr, wenn wir bleiben.« Ich wandte mich bereits der Tür zu.

Suko folgte mir. Auf dem Gang sprachen wir darüber, ob es Sinn hatte, noch die anderen Kabinen zu durchsuchen.

Wir kamen zu keinem Resultat. Etwas lenkte uns ab. Ein Splittern, dann ein dumpfer Fall.

Wir fuhren herum, denn das Geräusch war aus der Kabine gedrungen, die wir soeben verlassen hatten…

***

Wie die Ölgötzen blieben wir auf der Schwelle stehen. Mit allem

hatten wir gerechnet, aber nicht mit dem, was sich unseren Augen da bot. Es war einfach ungeheuerlich, schrecklich und auch unfaßbar.

Das Bullauge war völlig zerstört worden, und das Grauen kam Von draußen. Eine gewaltige Hand, deren vier Finger aus grünlich schimmernden Schlangen bestanden.

Sie hatten sich um den Körper des Gefangenen geklammert, sogar die Drahtfessel gelöst und rissen den Mann auf das zerstörte Bullauge zu.

Die vier Schlangenfinger umklammerten den Körper und hatten tief die Kleidung eingedrückt.

Die Hand bewegte sich noch einen halben Yard höher, um den Toten durch das Bullauge zerren zu können. Sein Kopf verschwand zuerst, die Schultern wurden durchgezwängt, zuletzt verschwanden die Beine.

Danach hörten wir noch ein Klatschen, als der Tote in das Wasser fiel, dann nichts mehr.

Suko wischte über seine Stirn. »Sag mir, John, daß ich geträumt habe.«

»Nein, es war echt.«

Auf meiner Stirn lag der kalte Schweiß, in den Knien hatte ich ein flaues Gefühl. Wir hatten jetzt den Beweis. Dieser Fall war nicht von den Kollegen zu lösen, er hatte einen dämonischen Background.

Ich eilte zum Bullauge und blickte hinaus, ob von dieser unheimlichen Schlangenhand noch etwas zu erkennen war.

Nein, nur Wasser war zu sehen.

Blaß drehte ich mich um und ging wieder auf Suko zu. »Wenn wir geblieben wären, hätte es uns wahrscheinlich erwischt.« Ich schüttelte den Kopf. »Eine Hand, deren Finger aus Schlangen besteht, habe ich auch noch nicht gesehen.«

»Und welche Kraft diese Finger besitzen«, fügte Suko hinzu.

»Eine höllische.«

»Denkst du an Asmodis im Hintergrund?«

»Zunächst einmal an Baphomet und van Akkeren.«

»Hat er die Schlangenhand?«

Ich hob die Schultern. »Mittlerweile traue ich ihm alles zu. Gegen van Akkeren anzukommen, ist verflucht schwer, das kann ich dir sagen. Wir wissen nicht, welche Kraft ihm Baphomet mit auf den Weg gegeben hat.« Ich schüttelte den Kopf. »Es wird immer komplizierter.«

»Stimmt.«

»Wir gehen trotzdem von Bord. Die Kollegen müssen Bescheid wissen. Außerdem habe ich das Gefühl, daß dieses Schiff allmählich zu einer Todesfalle wird. Ich traue der Schlangenhand durchaus zu, daß sie wie eine Peitsche über das Deck schlägt und alles an sich reißt, was nicht niet- und nagelfest ist.«

»Da kannst du recht haben.«

Mit einem ziemlich mulmigen Gefühl verließen wir wieder die

Kabine. Ich warf noch einen Blick zurück und schüttelte dabei den Kopf. Es war wirklich kaum zu fassen.

Suko wartete im Gang. Er hielt einen Türgriff umklammert und zog die Kabinentür auf, als ich ihn anschaute.

Die Kabine nebenan war leer. Wir sahen weder einen Lebenden noch einen Toten. Auch nicht in den anderen Räumen. Beide waren wir froh, an Deck zu sein und die frische Nachtluft einzuatmen. Hinter uns lag Lissabon im Schein der abendlichen Lichter. Die Altstadt mit ihren engen Gassen war ebenfalls nicht weit entfernt, und auf den Hügeln in der Nähe standen die prächtigen Villen der Reichen. Das Licht in den Häusern wetteiferte mit dem fahlen Glanz der am Himmel funkelnden Sterne. Es war ein schon südlicher Himmel, und wir hatten das Gefühl, als wären die Gestirne zum Greifen nahe.

Ruhig wie eine schwarze Fläche lag das Wasser des Hafens. Es wurde nur manchmal von kabbeligen Wellen bewegt, die mit leise klatschenden Geräuschen an der Kaimauer ausliefen.

Es sah alles so normal aus. Trotzdem hatte das Grauen mit unvorstellbarer Härte zugeschlagen. Es lauerte im Hintergrund und würde auch weiterhin nicht zu stoppen sein.

Wie leergefegt wirkte das Deck. Die üblichen Geräusche begleiteten uns auf dem Gang zur Gangway. Mal ein Schaben, ein Knacken oder Laute, die sich anhörten, als würde jemand unter einem ungemein schweren Druck stöhnen.

Wo lauerte die Schlangenhand?

Sie hatte sich zurück ins Wasser verzogen, aber ich konnte mir vorstellen, daß die Schlangen, die ja auch Augen hatten, sehr genau beobachteten, was sich in der unmittelbaren Umgebung tat. Natürlich mußten wir unsere Kollegen vor der Gefahr warnen, wobei ich hoffte, daß sie uns das Schreckliche auch abnahmen.

Bis zum Beginn der Gangway waren es nur noch ein paar Schritte. Suko hatte die Führung übernommen. Er blieb so plötzlich stehen, daß ich gegen ihn stieß.

»Was ist denn?«

»Sieh mal nach vorn.«

Ich drückte mich an ihm vorbei. Mein Blick glitt über die ersten Stufen, doch Verdächtiges konnte ich nicht erkennen. »Da ist alles leer.«

»Zu leer.«

Am Klang der Stimme erkannte ich, was Suko meinte. Mir ging der Kronleuchter zwar spät, aber immerhin auf.

Der tote Hafenpolizist war verschwunden!

***

Jorge war über fünfzehn. Vor zwei Jahren hatte er bei einem

Unglück seine Eltern verloren. Seitdem lebten er und seine beiden Geschwister bei Verwandten, die sich natürlich nicht so um die Kinder kümmerten, wie es die Eltern getan hatten.

Das Leben gefiel Jorge überhaupt nicht. Aus diesem Grunde war er oft tagelang unterwegs. Er haßte das schmale Haus in der Altstadt. Onkel und Tante betrieben in den unteren beiden Räumen ein kleines Lokal, in dem es permanent nach Fisch stank.

Jorges Revier waren der Strand und die Altstadt. Im Winter hielt er sich mehr in dem Wirrwarr aus Häusern, Gassen und Treppen auf, der Sommer allerdings war für ihn die Zeit des Auflebens. Da huschte er am Strand entlang, schob sich zwischen die Dünen, legte sich in den Sand, schaute gegen den Himmel, träumte oder blickte zu den erleuchteten Hotels hinüber, die in Strandnähe standen.

Manchmal arbeitete er auch dort in der Küche als Hilfskraft. Wenn besonders viel Betrieb war, bediente er auch, durfte sogar kassieren, und dabei fiel immer etwas für ihn ab.

Auch in dieser Nacht wanderte der Junge am Strand entlang. Er hatte sich auf die andere Seite konzentriert und den Hafen längst hinter sich gelassen.

Über seine blauweißen Turnschuhe rieselte der Sand, wenn er beim Gehen hochgeschleudert wurde. Er trug Jeans und einen dünnen Pullover, durch den der Nachtwind fuhr. Das machte ihm jedoch nichts. Er wanderte weiter. Manchmal drang ein Lachen aus seinem Mund, das ihm der Wind von den Lippen riß. In dieser Nacht hatte er sich entschlossen, nicht mehr zu seinen Verwandten zurückzukehren, wo es doch nur Ärger gab. Er kannte genügend Leute in der Stadt, die ihm Unterschlupf gewähren würden. Auch bei den Mitgliedern kleinerer Jugendbanden. Das war für ihn jedoch die letzte Möglichkeit. Zuvor wollte er es mit Arbeit versuchen, denn Jorge gehörte zu den Menschen, die auch schon in jungen Jahren Ehrgeiz entwickelten.

Für ihn war Lissabon die Stadt. Ein Ort mit unbegrenzten Möglichkeiten.

Er liebte den Wirrwarr der Häuser, die schmalen Gassen, die alten Bauten und die prächtigen Schlösser, die von vergangenen Zeiten zeugten, als Portugal noch eine Seefahrernation gewesen war und den Reichtum aus seinen Kolonien holte.

Das gab es nun nicht mehr. Das Land war arm geworden, aus welchen Gründen auch immer, aber in Lissabon brodelte das Leben. Da spürte man einen gewissen Optimismus, seit Portugal in die EG eingetreten war. Das Leben schien schneller abzulaufen, man wollte wieder Geschäfte machen, und die Weinbauern rechneten damit, ihre Waren jetzt besser verkaufen zu können.

Jorge geriet in den Bereich, wo der Strand schmaler wurde und sich

von der linken Seite her das rauhe, mit Felsen bestückte Gelände näher an das Wasser schob.

Noch liefen die Wellen in langen Kämmen und Schaumstreifen aus, näßten den Sand und glitten wie zahlreiche Finger in die Gruben und Kuhlen, die sich im weichen Sand abdrückten.

Über dem Meer lag der dunkle Himmel. Jorge liebte es, die Sterne zu beobachten. Er war fest davon überzeugt, daß es dort, wo sie funkelten, auch noch Leben gab. Einmal hatte er ein Buch darüber gelesen, und so wartete er in den einsamen Nächten dar-. auf, daß aus dieser Ferne mal ein Raumschiff erschien, am Strand landete und die Wesen entließ.

Bald schon war die Sandschicht nur noch dünn wie ein normaler Teppich. Dafür schauten an verschiedenen Stellen Felsen hervor. Sie erinnerten manchmal an graue Köpfe oder Nasen und waren vom Wind blankgeschliffen worden.

Auf einem dieser Felsköpfe nahm er Platz. An dieser Stelle hatte er schon oft gesessen. Es war für ihn ein wunderbarer Ort, denn die auflaufenden Wellen waren zum Greifen nah. Manchmal leckten sie sogar gegen die Spitzen seiner Schuhe.

Der Blick auf das Meer gab ihm viel. Eine innere Ruhe, eine Ausgeglichenheit, wie sie nur die Natur schaffen konnte. Er schaute dem Lauf der Wellen zu, die schon seit kleinen Ewigkeiten gegen den Strand geschaufelt wurden.

Manchmal brachten sie auch Strandgut mit. Das Zeug, das die Leute von den Schiffen aus ins Meer kippten. Besonders nach einem Azorensturm trieb viel an, und Jorge wunderte sich schon über nichts mehr, denn was da an Strandgut angeschwemmt wurde, beinhaltete vom Autoreifen bis hin zur leeren Parfümflasche alles, was man sich nur vorstellen konnte.

Es war unwahrscheinlich, mit welcher Rücksichtslosigkeit die Leute den Müll in die Natur warfen.

An diesem Abend wurde nichts angetrieben. Ein wunderschöner Maitag lag hinter Jorge. Die Felsen waren noch warm von der tagsüber gespeicherten Sonnehitze.

In der Nähe lagen flache Kiesel. Jorge hob ein paar auf und schleuderte sie der Reihe nach gegen die anrollenden Wellen. Er freute sich jedesmal, wenn er sah, daß die Steine über das Wasser hüpften.

In seiner hinteren Tasche fand er noch eine zerdrückte Schachtel mit zwei filterlosen Zigaretten. Eines dieser preiswerten Feuerzeuge trug er ebenfalls bei sich. Als er die Zigarette anzündete, mußte er die Flamme mit der Hand abschirmen.

Beim zweiten Versuch brannte das Stäbchen. Er sog den Rauch ein.

Fast alle Jugendlichen rauchten. Es war einfach so üblich und gehörte zu den kleinen Freuden der meist doch sehr armen Menschen.

Er blies den Rauch gegen den Wind und bekam ihn in die Augen. Jorge zwinkerte, als er auf das Wasser sah und feststellte, daß sich dort etwas bewegte.

Von der Entfernung her war es schlecht zu schätzen, aber er glaubte nicht, sich getäuscht zu haben. Da tat sich wirklich etwas. Irgendein Gegenstand hielt sich an der Oberfläche, wurde von den Wellen gepackt, aber nicht mehr weitergetrieben, so daß er auf den Strand hätte gelangen können.

Der Gegenstand mußte irgendwo festhaken.

Manchmal lagen auf dem Grund schwere Teile, auch in Strandnähe.

Man konnte sich leicht verletzen, wenn man mit den Füßen dagegenstieß. Deshalb gehen die Spezialisten an diesen Stellen auch nur mit Schuhen ins Wasser.

Jorges Neugierde war erwacht. Er mußte sehen, um was es sich bei diesem unbekannten Objekt handelte. So stand er auf und ging zwei Schritte vor. Daß die Wellen bereits seine Schuhe umspielten und die Nässe an seine Füße drang, störte ihn nicht weiter. Die Haut würde schnell trocknen, er kannte das.

Wenn jetzt noch ein voller Mond am Himmel gestanden hätte, wäre die Sicht besser gewesen. Das war leider nicht der Fall, nur die dünne Sichel eines Haldmonds zeichnete sich zwischen den Gestirnen ab.

Was war das nur?

Jorge hatte zum Glück gute Augen. Der Gegenstand bestand aus mehreren Teilen, das hatte er inzwischen feststellen können. Und diese Teile tanzten nicht nur auf der Oberfläche, sie ragten auch aus dem Wasser wie die gekrümmten Sehrohre der U-Boote. Sie wiegten sich allerdings im Rhythmus der Wellen.

Der Junge schüttelte den Kopf. Er wurde aus diesem Gegenstand einfach nicht schlau, aber er wollte unbedingt wissen, um was es sich bei ihm handelte. Deshalb schritt er tiefer in das Wasser hinein. Bald umspülte das Wasser seine Waden.

Jetzt war er nahe genug an den unbekannten Gegenstand herangekommen, um ihn erkennen zu können.

Er lachte auf, weil er es nicht glauben konnte, aber was da aus dem Wasser ragte, waren Schlangenköpfe.

Sofort schössen ihm zahlreiche Geschichten durch den Kopf, die man sich in den Hafenkneipen erzählte. Da redeten die Fischer und Matrosen von gefährlichen Seeschlangen, die sie angeblich entdeckt und gegen die sie auch gekämpft hatten.

Keiner glaubte ihnen die Märchen, aber Jorge sah tatsächlich eine Schlange.

Plötzlich war er aufgeregt.

Er saß hier nicht in einer der alten Kneipen und hörte den Geschichten zu, nein, er stand im Wasser und sah vor sich tatsächlich

diese Schlange.

Die gab es, das war keine Legende!

O Gott, wer würde ihm glauben? Niemand. Sie würden ihn auslachen, verspotten, vielleicht aus der Kneipe oder dem Haus werfen, wenn er von seinem Erlebnis berichtete, aber Glauben konnte ihm keiner schenken. Er hätte es einem anderen auch nicht abgenommen.

Seine Kehle war trocken, seine Beine zitterten.

Die Schlangen tauchten jetzt in die rollenden Wellen hinein. Wahrscheinlich würden sie wegschwimmen. Jorge vermutete, daß sie sich in tieferes Gewässer zurückzogen. Was sollte eine See- oder Wasserschlange schon an Land erreichen? Er ging trotzdem nicht weg. Noch immer stand er unter der Faszination dieses ungewöhnlichen Anblicks. Gischt spritzte auf und wehte gegen sein Gesicht.

Die Haut war warm geworden. Er spürte die kühlenden Tropfen, die dann als Rinnsale von der Stirn und den Wangen her in Richtung Mund und Kinn liefen.

Schaumkämme rollten gegen ihn an. Manchmal so wuchtig, daß er befürchten mußte, den festen Stand zu verlieren.

Die Schlangen ließen sich nicht mehr sehen. Vier Köpfe hatte er gezählt.

Seit dem Verschwinden waren sicherlich mehr als drei Minuten vergangen. Sein Pullover klebte am Körper. Jorge merkte die kühlende Feuchtigkeit.

Er war fest entschlossen, diesem ungewöhnlichen Vorgang auf den Grund zu gehen. Diesem im wahrsten Sinne des Wortes, denn er kannte einen Freund, der eine Taucherausrüstung besaß. Die würde er ihm sicherlich mal für einen Tag leihen.

Mit diesem Gedanken wollte er sich abwenden und wieder zurück an den Strand gehen.

Jorge hatte sich erst halb gedreht, als er das Geräusch vernahm. Dicht vor ihm schäumte das Wasser, und einen Moment später stieß etwas aus den Fluten hervor.

Eine gewaltige Hand erschien vor seinem Gesicht, die den gesamten Blickwinkel einnahm. Von der grünlichen Haut tropfte Wasser, doch die vier Finger der Hand bestanden aus Schlangen.

Das schockte ihn.

Er konnte nicht einmal schreien. Erst recht nicht in den nächsten Sekunden, denn die Hand senkte sich, umklammerte ihn, riß seine Beine vom Boden weg und zog den Jungen im nächsten Augenblick unter Wasser…

***

Der Tote war verschwunden!

Suko und ich standen da, starrten auf die leere Stelle und sahen noch die dunklen Flecken am Boden. Als ich den Strahl meiner Lampe darauf einpendeln ließ, erkannte ich auch die rote Farbe. Diese Flecken waren Blut, Menschenblut, das aus den Kugellöchern stammte, die die Garbe gerissen hatte.

»Wir haben es uns nicht eingebildet«, flüsterte Suko. »Verflucht, damit hätte ich nicht gerechnet!«

»Frag mich mal.«

»Wo kann die Leiche hingeschafft worden sein?« sinnierte der Inspektor weiter. »Unter Deck?«

»Möglich, ich glaube aber nicht so recht daran. Diese Schlangenhand hat die erste Leiche ins Meer gezogen. Was sollte sie daran gehindert haben, mit der zweiten das gleiche zu tun?«

»Stimmt auch wieder.«

»Nur werden wir Mühe haben, unsere Glaubwürdigkeit bei den Kollegen unter Beweis zu stellen.«

Suko warf mir einen Blick von der Seite zu. »Müssen wir sie unbedingt sofort einweihen?«

Ich lächelte knapp. »Eigentlich nicht. Es ist zwar bekannt, daß wir einen Begleiter hatten, aber darüber wird man nicht beunruhigt sein, falls der Mann nicht zu lange verschwunden bleibt.«

»Du bist noch raffinierter als ein Gangster!« bemerkte Suko.

Ich winkte ab. »Vergiß es. Wichtig ist, daß wir von diesem verdammten Kahn runterkommen.«

Das war kein Problem. Ich atmete auf, als wir auf dem Kai standen. Die Bordwand sah verdammt hoch aus. Straff gespannt war das lange Seil, das den Bug mit einem der gewaltigen Poller verband, um den es gewickelt war.

Ein Schiff, das so normal aussah und trotzdem das Grauen beherbergte.

»Wo können wir ansetzen?«

Suko hatte eine sehr gute und berechtigte Frage gestellt, auf die ich ihm leider die Antwort schuldig bleiben mußte. »Ohne den behördlichen Krimskram geht es nicht weiter. Das Schiff gehört van Akkeren. Daß es nicht von allein über die Weltmeere fährt, steht auch fest. Wo befinden sich der Kapitän und die Mannschaft?«

»In einer Kneipe.«

»Hoffentlich. Es wäre fatal, wenn alle Männer nicht mehr leben würden.«

Suko winkte ab. »Wer denkt denn an so etwas?«

»Ich halte alles für möglich.« Wir hatten uns in Lissabon keinen Leihwagen genommen. Beide kannten wir die Stadt nicht, und es wäre ein Wahnsinn gewesen, sich als Fremde durch den brodelnden Verkehr zu wühlen. Da verließen wir uns lieber auf ein Taxi.

Jeder Hafen besteht aus einem Wirrwarr oder einem geordneten Chaos.

Da bildete auch Lissabon keine Ausnahme. Wir blickten an den hohen Verladekränen vorbei in den nachtdunklen Himmel, sahen die Lagerhäuser wie kantige, schattige Ungeheuer in der Nähe stehen und hörten aus der Ferne den üblichen Lärm, der entsteht, wenn sich Kräne drehen und Stahlseile über Rollen laufen.

Die Gegend, durch die wir schritten, war finster. Es gab mehr Schatten als Licht.

Die vereinzelt brennenden Lampen waren sehr hoch. Sie bildeten dunstige und bläulich schimmernde Lichtinseln in der fast tintigen Schwärze der Nacht.

Unter unseren Füßen befand sich Kopfsteinpflaster. Trotz der Stolperfallen kamen wir gut voran. Der Pier verengte sich zu einer Straße, mündete wiederum in eine Gasse.

Rechts und links standen die düsteren Fassaden der Lagerhäuser. Manche flach, andere wieder höher. Gerüche strömten in unsere Nasen.

Gewürze, Kaffee, auch der Geruch von schalem Wein, denn in der Nähe lag eine zerbrochene Weinflasche, in deren Scherben ich fast getreten wäre.

Bevor der eigentliche Verkehr begann und wir die Chance hatten, ein Taxi zu finden, dauerte es noch ein wenig. Wir mußten eine Brücke überqueren, die einen schmalen Wasserarm überspannte. Dahinter lagen die ersten Kneipen, zumeist wilde Kaschemmen, was man ihnen schon von außen her ansah.

An der Brücke passierte es. Aus ihrem vorderen Pfeilerschatten löste sich eine Gestalt, die uns in den Weg trat und die Arme ausbreitete.

Wir blieben stehen.

Der Mann kam näher. Er trug eine Pudelmütze auf dem Kopf. Darunter sahen wir sein stoppelbärtiges Gesicht und einen breiten Mund, der zu einem Grinsen verzogen war.

Der Mann sprach uns auf Englisch an. Zwar stotternd, aber immerhin verständlich. »Ihr kommt vom Schiff, nicht?«

»Woher wissen Sie das?« fragte Suko.

»Ich habe euch gesehen.«

»Und?«

Sein Mund zog sich so weit in die Breite, daß die Winkel fast die Ohren berührten. »Nichts und. Ihr werdet euch bestimmt darüber gewundert haben, daß es leer gewesen ist - oder?«

»Das haben wir.«

»Ich weiß, wo die Mannschaft hockt.«

Suko und ich sahen uns an. Sollten wir dem Kerl trauen, oder wollte er uns eine Falle stellen? Schließlich stellte ich die Frage. »Ach, und

wo befindet sich die Besatzung?«

»Nicht weit von hier.« Mit seinem dicken Daumen zeigte er über die Schulter. »Dahinten gibt es zahlreiche Kneipen. Es sind die Stammlokale der Besatzungen. In einem von ihnen findet ihr die Leute. Wollt ihr mit ihnen reden?« Die letzte Frage hatte er mit einem lauernden Unterton in der Stimme gestellt.

Der Kerl wirkte so vertrauenerweckend wie eine Giftnatter. Wir sahen ihm an, daß er uns in eine Falle locken wollte. Er atmete schnell und heftig. Sein Blick war unruhig geworden, denn er konnte seine innere Spannung nicht verbergen.

Sollten wir mitgehen? Es war gefährlich. Andererseits ist eine erkannte Gefahr eine halbe Gefahr.

Suko dachte ebenso wie ich. Sein Nicken bewies mir, daß er bereit war, die Höhle des Löwen zu betreten.

»Okay, wir gehen mit!« sagte ich.

Der Mann, der vor uns stand, verbeugte sich sogar. Dabei wußten wir nicht, ob er uns verspotten wollte. Wir mußten zugeben, daß diese Hafenkneipe die einzige Spur war, die wir hatten.

»Ich darf dann vorgehen«, bot er flüsternd seine Dienste an.

»Gern.«

Er lief gekrümmt und sah verwachsen aus. Die schmale Brücke beschrieb einen Bogen, als sie über den toten Flußarm führte. An den Ufern dümpelten Schiffe. Lastkähne, hölzerne Segelboote, aber keine modernen Yachten, wie man sie aus anderen Städten kennt.

Auch das Pflaster dieser Brücke bestand aus Kopfsteinen, die unterschiedlich hoch hervorragten. Die beiden steinernen Geländer folgten ebenfalls der Krümmung, und die Brücke selbst mündete an der anderen Seite in eine Straße, die quer zu den Hausfronten lief, unter denen sich die zahlreichen Kaschemmen befanden.

Über einigen Türen nur brannte Licht. Manchmal in roter Schrift oder als normale Reklame. Bei einigen von ihnen leuchteten auch längst nicht alle Buchstaben. Einige von ihnen waren zerstört worden, so daß mancher Name nur zur Hälfte zu lesen war.

»Und wie heißt das Lokal, in das wir hineingehen?« fragte ich unseren Führer, den wir zwischen uns genommen hatten.

»Es liegt ein wenig versteckt.«

»Wo?«

Er deutete auf eine schmale Einfahrt, deren Öffnung mich an das stockdunkle Maul eines Ungeheuers erinnerte. »Wir müssen da hindurch.«

»Das hast du uns vorher nicht gesagt!« beschwerte sich Suko.

Der Mann hob die Schultern. »Ich habe es nicht für nötig gefunden.«

Noch konnten wir zurück. Aber wir hatten einmal in den sauren Apfel gebissen und würden ihn auch essen.

Mit der Ruhe war es vorbei. Musikfetzen und Stimmenwirrwarr drangen aus den offenen Türen der Hafenkaschemmen. Manchmal auch die hohe oder schimpfende Stimme einer Frau. Nicht alle Gäste hielten sich in den Räumen auf. Es gab welche, die draußen standen, ihre Gläser in den Händen hielten und an den Mauern lehnten.

Sie beobachteten uns mit mißtrauischen Blicken, da sie sofort spürten, daß wir nicht zu ihnen gehörten.

Einer schob sogar sein Bein vor, damit ich darüber stolpern sollte. Ich hob meinen Fuß an und stieg lässig über das Bein hinweg. Der Mann lachte hinter uns her.

Unser Führer wollte zuerst in die Einfahrt huschen, doch Suko hielt ihn an der Schulter fest. »So nicht, mein Junge! Du bleibst bei mir, verstanden?«

»Ja, ja…«

So finster, wie die Einfahrt aus der Ferne gewirkt hatte, war sie doch nicht. Dicht hinter ihrem Ende und wohl schon in einem Hinterhof gelegen, brannte eine trübe Lampe. Sie verstreute ein grünlich wirkendes Licht. Da sie nur an einer Öse hing und vom Wind bewegt wurde, schaukelte sie knarrend von einer Seite auf die andere.

Es stank regelrecht nach altem Fisch und auch gebratenen Kartoffeln.

Nichts für einen empfindlichen Magen.

Die Kaschemme lag links von uns. Durch die geschlossenen Fenster drang der schwache gelbe Lichtschein nach draußen und produzierte helle Flecken auf dem dunklen Untergrund. Irgendwo in der Ferne erklang eine Schiffssirene. Ihr Tuten mischte sich in das Spiel einer Gitarre, das von irgendwoher über den vergammelt wirkenden Hinterhof wehte.

Abfall und Schmutz sahen wir ebenfalls. Lumpen, Blechdosen und verrostetes Metall bildeten einen Berg und dabei auch ein wirres Durcheinander. Wir passierten ihn und standen wenige Sekunden später vor der hölzernen Eingangstür.

»Ich öffne«, sagte unser Führer.

»Bitte.«

Er bewegte aus irgendeinem unerfindlichen Grund seine Augenbrauen und drückte seine Schulter gegen die Tür, die leicht schabend nach innen schwang.

Der Stimmenlärm erreichte jetzt lauter unsere Ohren, verstummte aber, als die Gäste sahen, wer die Kneipe betreten hatte.

Etwa einen Schritt hinter der Tür blieben wir stehen, um etwas von der Atmosphäre aufzunehmen, die uns entgegenschwang. Unsere Blicke glitten in einen viereckigen Schankraum, der ziemlich gut besucht war.

An der von der Tür aus gesehen rechten Seite befand sich die Theke, über der ein ausgestopfter Haifisch hing und fast von den Flügeln

eines sich müde drehenden Propellers berührt wurde.

Hinter dem Tresen tat ein dicker Wirt seinen Dienst. Der Mann trug eine speckige Lederweste, die er über seinen bloßen Oberkörper gezwängt hatte. Erst als er sich reckte und zur Tür schaute, sah ich auch die unter seinem Bauch hängende graue Hose. Der auf der Oberlippe wachsende Tatarenbart ließ ihn noch finsterer erscheinen.

Frauen entdeckte ich keine. Die Gäste konnte man als international ansehen. So war das heute auf den Schiffen und besonders bei Trampern. Da fuhren Schwarze, Weiße, Japaner oder Chinesen mit.

Möglicherweise waren die meisten Männer harmlos, aber jeder von ihnen sah irgendwie gefährlich aus. Nun ja, sie hatten einen verdammt harten Job, da legte man keinen Wert auf feine Kleidung.

Das Licht wirkte wegen seiner gelblichbraunen Farbe irgendwie unnatürlich. Träge Rauchschwaden zogen fahnengleich durch die Kaschemme.

Nur dort, wo die Flügel des Ventilators sie berührten, wurden sie durcheinandergewirbelt.

Auch das Mobiliar paßte sich der Umgebung an. Es war aus dickem Holz gefertigt und hielt so manchem Schlag stand. An den Tischen saßen die Gäste, tranken Wein, Bier oder scharfen Agavenschnaps dazu.

An der Theke standen nur wenig Gäste. Aber allesamt hatten sie die Köpfe gedreht und starrten uns an.

Der Mann, der uns hergebracht hatte, bewegte seinen langen rechten Arm und wies mit einer pendelnden Handbewegung zuerst auf Suko, dann auf mich. »Das sind die beiden vom Schiff.«

»Ach so«, antwortete jemand.

Ein anderer wollte wissen, ob wir nach dem Grund unseres Besuchs gefragt worden wären.

»Nein, das habe ich nicht getan.«

»Habt ihr euch nicht gewundert?« sprach der dicke Wirt von der Theke herüber.

»Worüber?«

»Ich meine auf dem Schiff.«

»Das schon«, gab ich zu. »Man hat es eben nicht gern, wenn Leichen verschwinden.«

Einige Männer lachten. Den Grund kannten wir noch nicht. Vier Leute standen plötzlich auf, so daß wir auf eine bestimmte Stelle blicken konnten.

»Habt ihr etwa die beiden gesucht?« fragte der Wirt.

Wir sahen genauer hin und erkannten trotz der dicken Rauchschwaden die beiden Toten vom Schiff, die man auf Stühle gesetzt und mit Stricken gefesselt hatte…

***

Jorge vergaß seinen Mund zu schließen, deshalb drang das salzige Wasser über seine Lippen, und er mußte diesen ersten Schwall schlucken, ob er wollte oder nicht.

Die verdammte Schlangenhand hielt seinen Körper vom Schenkel bis zur Schulter fest.

Chancen, diesem Griff zu entgehen, hatte er nicht. Wenn die Finger es wollten, würden sie ihn gnadenlos erdrücken.

Die Hand zog ihn dem offenen Meer entgegen und damit auch in die Tiefe. Jorge hielt die Augen weit geöffnet. Es schien ihm, als würde er durch eine gläserne Wand gezogen, die an Dunkelheit immer mehr zunahm. Sein Herzschlag hatte sich verdoppelt. Noch nie in seinem jungen Leben hatte er eine so große Angst verspürt, und er dachte daran, daß er elendig ertrinken würde.

Furchtbar…

Die Angst fraß ihn fast auf. So merkte er kaum, daß er herum und zur Seite gedreht wurde. Aber er hielt seine Augen auch weiterhin offen und entdeckte innerhalb des gläsernen Wassers eine Gestalt.

Sie besaß diese Hand!

Sie stand auf dem Meeresgrund, trug eine lange wehende Kutte, die fast so aussah wie die langen Wasserschleier, die in dieser Tiefe trieben.

Und die Gestalt hatte ein Gesicht.

Nur verschwommen zu erkennen, aber als Gesicht identifizierbar. Eine leicht wogende Masse, die die Farbe des Wassers angenommen hatte.

Auch die Haare wurden von den Wogen erfaßt und trieben schleierartig in die Höhe.

Jorge sah zwei Augen, eine klumpige Nase, sogar einen Mund mit den dicken Lippen, und er konnte auch auf den linken Arm schauen, dessen Hand in einem weißen Handschuh steckte. Mit der anderen hielt er sein Opfer noch immer fest.

Jorge war nicht bekannt, wieviel Zeit seit seinem Untertauchen vergangen war, er wußte auch nicht, wie lange ein Mensch ohne Sauerstoff existieren konnte, ihm war nur klar, daß sein Tod dicht bevorstand.

Plötzlich drehte sich die Gestalt. Sie wirkte so, als wollte sie mit den Wasserströmungen zusammen eine Pirouette schlagen. Ein gewaltiger Wirbel erfaßte den Jungen. Die Welt zerplatzte vor seinen Augen, als hätte man die gründunkle Wasserwand in zahlreiche Teile gesprengt, die nach allen Seiten hin verschwanden.

War das der Tod?

Sein Denken, Fühlen und Handeln waren ausgeschaltet. Er sah nur Wasser, Wasser - und…

Etwas stieß gegen sein Kinn, schabte über die Lippen, berührte auch

seine Wangen, und es war nicht naß.

In einer unendlich mühsam wirkenden Bewegung hob der Junge den Kopf. Er öffnete automatisch den Mund und saugte die frische Luft ein.

Luft?

Wo kam sie her?

Jorge hustete und spie Wasser aus, das als Rinnsal im Sand dicht vor seinem Gesicht versickerte.

Du bist nicht tot!

Diese vier Worte setzten sich in seinem Gehirn fest, und er konnte es kaum glauben. Beide Hände bewegte er und schleifte sie dabei durch den Sand.

Sand?

Den gab es doch am Strand! Jorge überlegte, er stemmte sich hoch, fiel aber wieder hin, weil er nicht die Kraft hatte, sich auf beide Hände zu stützen.

So brauchte er seine Zeit, um den Schrecken zu überwinden, der ihn gepackt gehalten hatte. Nach etwa zehn Minuten hatte er sich so weit erholt, daß er sich auf einen Felsen setzen konnte. Es war der gleiche Stein, auf dem er vorher gesessen und das Meer beobachtet hatte.

Der Unheimliche in der Tiefe und dessen Schlangenhand waren plötzlich so weit entfernt, als hätte er diesen Schrecken nur geträumt. Das aber war ein Irrtum, denn als er sich seine Kleidung anschaute, spürte er die Feuchtigkeit.

Sie klebte an der Hose, hatte den Pullover durchdrungen, und auch seine Haare lagen klatschig auf dem Kopf. Mit fünf Fingern fuhr er hindurch und strich sie nach hinten.

Was war geschehen?

Wieder glitt sein Blick über das Wasser, und abermals konnte er sich keinen Reim auf die Geschichte machen. Er hatte einen Menschen gesehen, der in der Tiefe des Wassers lebte und dessen Finger der rechten Hand aus Schlangen bestand.

Würde man ihm das glauben?

Auf keinen Fall. Deshalb beschloß er, die Geschichte für sich zu behalten. Niemand sollte davon erfahren. Er wollte nicht zum Gespött seiner Freunde werden.

Zunächst einmal blieb er sitzen und ruhte sich aus. Über sein Gesicht rannen die salzigen Wassertropfen. Mit dem ebenfalls feuchten Taschentuch wischte er sie weg und schaute wieder auf das Meer, dessen Wellen so harmlos und ruhig dem Strand entgegenliefen.

Aber Jorge wußte jetzt mehr. So harmlos, wie das Wasser aussah, war es nicht. Dahinter steckte mehr. Es barg ein unheimliches Grauen, ein Monster, das ihn gefangen, aber auch wieder freigegeben hatte. Und darüber dachte Jorge nach.

Er hatte mit seinen fünfzehn Jahren bereits mehr erlebt als die meisten Jugendlichen in seinem Alter. Deshalb reagierte er oft auch nicht so ungestüm, sondern mit mehr Überlegung. Er fragte immer nach. Auch hier mußte dieses Monster einen Grund gehabt haben, ihn wieder laufenzulassen. Aber welchen?

Jorge starrte auf das Wasser, als könnten ihm die dort anrollenden Wellen eine Antwort auf seine Frage geben. Auch sie sagten nichts. Sie rauschten ihr ewiges Lied, denn Wasser kann nicht sprechen.

Doch er entdeckte etwas.

Es lag nicht weit entfernt. Etwa eine Körperlänge von den ausrollenden Wellen entfernt. Der Gegenstand mußte angeschwemmt worden sein, denn er lag im Sand, war aber nicht völlig von den feinen Körnern verdeckt worden. Ob das Licht der Sterne daran die Schuld trug oder ob er von selbst das Blinken abgab, wußte Jorge nicht, aber dieser Gegenstand, den er vor seinem schrecklichen Erlebnis nicht gesehen hatte, interessierte ihn sehr.

Deshalb stand er auf und ging zu ihm. Seine Knie waren noch wacklig, die Schritte bereiteten ihm Mühe, und mit den Turnschuhen schleifte er durch den Sand.

Er kämpfte gegen den Schwindel an, der ihm beim Bücken befiel, schloß die Augen, riß sie wieder auf, griff nach dem Gegenstand und schloß die Faust darum.

Erst als er wieder auf dem Felsen saß, sah er sich das Fundstück genauer an.

Es bestand aus Stein. Das Material hatte fast die gleiche Farbe oder das gleiche Aussehen wie die Gestalt, die er unter Wasser gesehen hatte.

Als Grundfarbe ein intensives Grün, dazwischen aber mit bräunlichen Einschlüssen versehen.

Die Form war oval. Das Fundstück ragte ein wenig über die Handfläche des Jungen hinaus. Es lag mit seiner unteren Seite auf dem Ballen und berührte mit der oberen die Stellen, wo die Finger begannen.

Jorge drehte den Stein um.

Überrascht riß er die Augen auf, als er das Motiv auf dieser Seite erkannte. Dabei schüttelte er ungläubig den Kopf, weil er es nicht begreifen konnte.

In das Fundstück war genau das Abbild jenes Monsters eingraviert, das er in der Tiefe gesehen hatte. Diesen Unheimlichen mit der Schlangenhand.

Sogar jede einzelne Schlange konnte er erkennen, denn der Mann hielt den Arm ausgestreckt.

Er schüttelte den Kopf. Seine Lippen bewegten sich, formulierten die leisen Worte: »Das gibt es doch nicht.« Hatte dieser Kerl ihm ein

Andenken hinterlassen? Wenn ja, wofür?

Jorge strich über seine Stirn. Er war intelligent und konnte Zusammenhänge erfassen. Dabei gelangte er zu dem Schluß, daß ihn der Unheimliche nicht zufällig wieder freigelassen hatte. Dieser amulettartige Gegenstand mußte eine bestimmte Bedeutung haben.

Und zwar für ihn.

Er hatte mit dem Gedanken gespielt, ihn wegzuschleudern, jetzt aber behielt er ihn, und dabei zuckte ein Lächeln über seine Lippen. Jorge erinnerte sich an die Geschichte mit dem Flaschengeist, der auch von einem Jungen gefunden worden war.

So ähnlich war es ihm ebenfalls ergangen. Vielleicht gab ihm dieses Amulett die Chance, noch einmal reich zu werden.

Möglich war alles…

Und dann hörte er die Stimme. Jorge erschrak so sehr, daß er sich sofort duckte, den Kopf drehte und die nähere Umgebung absuchte, um den Sprecher zu finden.

Er sah ihn nicht.

Wenn es ihn tatsächlich gab, mußte er sich hinter den Dünen oder einem Felsen verborgen halten.

»Du hast das Amulett gefunden, das sollte so sein. Vergiß nie, daß du in meiner Schuld stehst, Junge. Vergiß es nie…« Die Stimme war mit dem Raunen des Windes zu vergleichen, nur konnte er nicht feststellen, aus welch einer Eichtung sie an seine Ohren drang.

Sie war einfach da.

Jorge ging keinen Schritt mehr weiter, blieb stehen und hob den Kopf an, so daß er in den Nachthimmel blickte. »Wer… bist du?« fragte er mit leiser Stimme.

»Jetzt dein Freund, wie ich hoffe…«

»Aber du bist kein Mensch…«

»Doch, ich war einer. Kennst du nicht die Geschichte von Vasco, dem Verfluchten?«

Jorge nickte zögernd. »Ja, ich habe davon gehört. Aber man nennt dich auch den Abtrünnigen.«

»Das stimmt. Ich wurde meinem Glauben abtrünnig. Ich habe ihn sogar verraten.«

»Schaffte man dich nicht aufs Meer hinaus?«

»Auch das stimmt.«

»Dann mußt du schon lange tot sein.«

Jorge hörte ein Lachen. »Nicht alles ist tot, von dem die Menschen annehmen, daß sie es vernichtet haben. Vieles lebt weiter und kehrt erstarkt zurück.«

Jorge hörte die Worte zwar, nur begriff er ihren Sinn nicht so recht. Doch ihm war klar, daß dieser Vasco ihn nicht töten, sondern leiten würde. Er war sein Lebensretter, auch wenn er den Jungen selbst in

diese gefährliche Lage gebracht hatte.

Dafür verlangte er Dankbarkeit.

Jorge überlegte und drehte das Amulett zwischen den Fingern. Als er abermals die Stimme hörte, wußte er, woher sie kam. Aus dem gefundenen Amulett.

Der Junge erschrak so sehr darüber, daß er sein Fundstück fallen ließ und augenblicklich die ärgerliche Stimme vernahm. »Weshalb hast du es weggeworfen? Willst du, daß ich meinen Zorn auf dich ablade?«

»Es war ein Versehen.«

»Heb es auf - sofort!«

Jorge nickte. »Natürlich.« Er bückte sich und nahm das Fundstück wieder an sich. Ein paarmal schluckte er, bevor er eine weitere Frage stellen konnte.

»Was soll ich jetzt tun?«

»Du wirst zum Hafen gehen, ins Kneipenviertel. Dort wartet man auf dich, denn du wirst mein Bote sein.«

Jorge nickte. Er schaute auf das Amulett und erkannte den Glanz, der sich verstärkt hatte. Er sah auch das Gesicht der dort abgebildeten Gestalt und hatte das Gefühl, als würden die Lippen teuflisch grinsen…

***

Wir starrten auf die beiden Toten, die auf eine so furchtbare Art und Weise ums Leben gekommen waren. Ich hatte nur Blicke für sie und spürte hinter meinen Schläfen das Hämmern des Blutes.

Die Gesichter der anwesenden Gäste verschwammen. Ich spürte etwas von der anderen Atmosphäre, die in dieser alten Hafenkaschemme vorhanden war.

Es war schwer, darüber zu sprechen, noch schwerer, etwas zu erklären.

Sie existierte im Unterbewußtsein wie ein feiner, noch unsichtbarer Schleier.

Ich holte tief Luft.

Sie war schlecht, schmeckte nach Rauch und nach Schweiß. Allmählich sah ich wieder klarer. Die Gesichter der Männer kristallisierten sich hervor. Ich blickte in lauernde Visagen, in Augen, die kalt und manchmal abwartend starrten, und empfand die Stille als eine körperliche Qual.

Jemand klopfte mit dem Fingernagel gegen sein Bier- oder Weinglas. Es entstand dabei ein hell klingendes Geräusch, das mich irgendwie irritierte.

Die Männer an der Theke hatten ihre Plätze verlassen und sich hinter uns aufgestellt. Sie wirkten dabei sehr locker und lässig, aber sie würden sofort reagieren, wenn wir versuchten, die Hafenkneipe zu

verlassen.

Das hatten Suko und ich nicht vor. Wir wollten das Geheimnis dieser Kaschemme enthüllen und vor allen Dingen den Mann mit der Schlangenhand finden und erledigen.

Der Wirt beugte sich vor. Sein breiter Mund verzog sich dabei. Er begann zu lachen. »Wenn jemand in eine Cantina kommt, will er was trinken. Wie ist es mit euch? Wollt ihr einen Schluck Wein?«

Es wäre töricht gewesen, sich ihm zu widersetzen. Diese Kerle hier hielten alle zusammen. Wir standen unter hautnaher Kontrolle, aber Vorwürfe machten wir uns nicht. Schließlich mußten wir das Geheimnis dieser Schlangenhand lösen, und die alte Hafenkaschemme war so etwas wie eine Startbasis.

Auf dem Weg zur Theke schaute ich wieder in die Gesichter der Gäste.

Sie lebten, obwohl sie mir kalt vorkamen. Die Augen begleiteten jeden unserer Schritte. Wenn sie die Hände mit den Gläsern hoben, taten sie es langsam. Auf mich machten sie den Eindruck moderner Seeräuber.

Der Wirt erwartete uns grinsend. Er hätte dem Aussehen nach der Anführer dieser Seeräuber-Clique sein können, fehlten nur noch der Krummsäbel und die Augenklappe.

Auf seinen kräftigen Armen wuchsen schwarze Haare so dicht wie ein Pelz. Die Handgelenke zeigten Tätowierungen. Schlange, Herz und den Oberkörper einer Frau. Der mächtige Busen schwang birnenartig hervor.

Auf Suko blieb der Blick seiner schwarzen Augen länger haften. Er stufte ihn wohl als den gefährlicheren Kämpfer ein.

Über uns drehte sich müde der Ventilator.

»Zwei Wasser!« bestellte Suko.

Der Wirt begann zu lachen. Er riß seinen breiten Mund auf. Dumpfe Töne drangen hervor, und auch die anderen Gäste stimmten in das Gelächter ein. »Wasser?« schrie er.

»Ja, zweimal.«

»Hier werden nur edlere Getränke gesoffen!«

Suko beugte sich vor. Er tippte dem Bullen mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Gibt es ein edleres Getränk als Wasser, du Spelunkenpirat? Wenn du in der Wüste bist und halb verdurstet im Sand liegst, schreist du weder nach Wein noch nach Bier. Dann willst du Wasser haben. Reines, klares, herrliches Wasser.«

Der Mund des Wirts klappte zu. »Ja, das stimmt.«

»Dann gib es uns.«

»Aus dem Kran?«

»Nein, aus Flaschen.« Er bückte sich, und wir schauten auf seinen breiten gekrümmten Rücken. Daß wir uns durchgesetzt und keine

Angst bewiesen hatten, mußte ihm wohl imponiert haben. Er holte tatsächlich zwei mit Mineralwasser gefüllte Literflaschen aus einem Versteck unter der Theke. Eine konnte er sofort wieder wegstellen.

»Hast du auch saubere Gläser?« fragte ich.

»Bei mir ist alles sauber.«

»Wie dein Gewissen, wie?« Er schüttelte den Kopf und kam unseren Wünschen nach. Man mußte nur eben am Ball bleiben.

Ich war innerlich ziemlich gespannt. Auch hatte ich das unbehagliche Gefühl nicht vergessen, das mich bei meinem Eintritt überfallen hatte.

Zwischen diesen Wänden lauerte etwas. Zwar sah die Kneipe äußerlich normal aus, aber sie mußte ein Geheimnis bergen. Hafenspelunken sind oft von einem gewissen Flair umgeben, das sich auch auf die Gäste abfärbte.

Wir tranken gemeinsam. Der Wirt beobachtete uns, während er aus einem Faß Wein in Krüge laufen ließ. Hinter uns hockten die Gäste. Leider gab es keinen Spiegel hinter der Theke, so daß wir sie nur hören, aber nicht sehen konnten. Sie unterhielten sich wieder. Mir kam es vor, als würden sie mit wesentlich gedämpfteren Stimmen sprechen.

Ich stellte die für uns zunächst wichtige Frage. »Wer hat die Toten in diese Kneipe geschafft?«

»Das mußt du Diaz fragen.«

»Und wer ist das?« fragte ich.

»Er steht hinter dir.«

Ich drehte mich um. Suko behielt den Wirt im Auge. Die Männer rührten sich nicht. Sie saßen auf ihren Plätzen und grinsten. »Wer von euch ist Senhor Diaz?«

An einem Tisch, der nicht weit von den beiden Toten entfernt stand, erhob sich ein Mann. Auch er hätte vom Aussehen her an Deck eines jeden Piratenschiffes gepaßt. Ein finster aussehender Mann mit dunklen Haaren, einem ebenfalls schwarzen Bart und stechenden Augen. Er trug eine alte Offiziersjacke, deren Farbe schon nicht mehr zu erkennen war, und die vor seiner Brust offenstand. Das Hemd darunter war ebenfalls aufgeknöpft, die Beine der blauen Hose hatten einen weiten Schlag.

»Was willst du von mir?«

»Ich heiße Sinclair.«

»Schotte?«

»Nein, Engländer.«

Er winkte ab. »Ich mag beide nicht.«

»Das ist deine persönliche Sache.«

»Hoffentlich magst du Chinesen«, meldete sich Suko.

»Schlitzaugen sind mir ebenfalls zuwider«, sagte Diaz, als er näher kam und vor uns stehenblieb. Er musterte Suko und mich mit Blicken,

die kalt und abschätzend waren. Vielleicht sollten sie auch provozieren, doch wir blieben gelassen.
»Die Toten«, sagte Suko. »Ist es nicht ungewöhnlich, daß man sich zwei, Leichen in eine Kneipe stellt?«
»Ja.«
»Dann möchten wir gern die Erklärung haben. Man hat uns hierhergebracht, auch diesen Grund wissen wir nicht. Was ist los? Was sollen wir hier, und auch die Toten sind…«
»Man braucht sie.«
»Für wen?«
Diaz lachte grölend. »Habt ihr wirklich noch nichts von ihm gehört, ihr beiden?«
»Nein.«
Diaz schnickte mit den Finger. Ihm wurde ein großes Glas Schnaps gereicht. »Es ist Vasco, der Verfluchte.«
Ich kombinierte schnell. »Der Mann mit der Schlangenhand?«
Diaz trank und lachte gleichzeitig. »Richtig. Oder fast richtig. Ich würde sagen, das ist der Mönch mit der Schlangenhand. Versteht ihr? Der Mönch mit der Schlangenhand.«
»Und der lebt?«
»Klar. Viele hier kennen ihn. Sie wissen, daß er verflucht ist und keine Ruhe findet. Er geistert umher. Manchmal zeigt er sich. Hin und wieder holt er sich auch seine Opfer. Er ist ein Freund der Hölle. Früher war er ein Mönch, der auf den Schiffen fuhr und den Seeleuten seinen Segen gab. Aber heute ist er eine zur Tatsache gewordene Legende. Wir lieben ihn, unseren Vasco. Wir müssen ihn lieben, denn er hat sich unser Schiff ausgesucht.«
Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber ich verstehe das alles nicht so recht.«
Diaz hob die breiten Schultern. »Willst du das wirklich verstehen?«
»Ja.«
Diaz grinste uns an. »Ich glaube, ihr beide würdet wahnsinnig werden.«
»Das möchte ich dahingestellt sein lassen. Aber uns interessiert noch etwas anderes. Wer ist der Kapitän des Schiffes?«
Diaz lachte. »Ich habe das Kommando übernommen.«
»Aber das Schiff gehört dir nicht?«
»Richtig.«
»Kennst du seinen Besitzer?«
»Vielleicht.« Er blickte mir lauernd ins Gesicht.
»Könnte das vielleicht ein gewisser Vincent van Akkeren sein?« fragte ich nach.
»Ja, so heißt er.«
»Habt ihr ihn schon gesehen?«

»Wir haben viele im Laufe der Zeit kommen und gehen gesehen«, erhielten wir zur Antwort.

Ich begriff die Erwiderung nicht ganz und fragte, was das zu bedeuten hatte.

Er winkte ab. »Ihr seid verloren. Es gibt Personen, die dürfen nicht zuviel wissen. Ihr gehört dazu.«

»Und was ist mit den Toten?«

»Wir haben sie verwahrt.«

Die Lage wurde immer verworrener. Da wurde von einem geheimnisvollen Vasco gesprochen, einem Mönch, der sich möglicherweise dem Teufel verschrieben hatte. Vor mir stand Diaz, der nur unvollständige Antworten gab, aber einen sehr sicheren Eindruck machte.

Die Kaschemme gefiel mir ebenfalls nicht. Sie war sehr alt, das konnte man sehen. Aus ihren Mauern strömte ein bestimmter Geist, der mich alarmiert hatte. Ich wurde das Gefühl nicht los, daß wir uns zwar in der Gegenwart befanden, doch gleichzeitig einen lockeren Kontakt zur Vergangenheit hielten. Der Mönch mit der Schlangenhand schien ebenfalls aus der Vergangenheit zu stammen.

Ich löste mich von der Theke und schritt auf die beiden Leichen zu. Sie hockten festgebunden auf den Stühlen. Ihre Köpfe waren dabei zur Seite gefallen. Sie lagen mit den Wangen fast auf den Schultern.

Tabakqualm zog in trägen Schwaden an meinem Gesicht vorbei und biß in den Augen.

Ich drehte mich wieder um.

Diaz schaute mich an. »Wollt ihr jetzt gehen?« fragte er Suko und mich.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Was wollt ihr dann?«

»Diesen Verräter kennenlernen. Wir möchten ihn sehen. Oder habt ihr etwas dagegen?«

Diaz schaute den Wirt an, dann seine Kumpane. Und wieder begannen sie zu grinsen. Sie bewegten sich sehr langsam, als Diaz nickte. Wie auf ein Kommando standen sie auf.

Ich sah, daß ihre Hände in den Taschen verschwanden und unter die Jacken geschoben wurden.

Die Lage spitzte sich zu. Diaz stemmte seine Arme in die Hüften, bevor er nickte. »Ihr wollt Vasco also sehen«, erklärte er. »Bitte, wir werden euch zu ihm führen.«

»Müssen wir wieder auf das Schiff?« fragte ich.

»Nein, Vasco ist überall. Er kann sich im Wasser bewegen und auch auf dem Land. Wir sind hier an der Küste, im ältesten Teil der Stadt. So war es auch früher gewesen, vor 200 Jahren.« Diaz begann wieder zu lachen. Diesmal kichernd, und plötzlich verzerrte sich sein Gesicht.

»Wißt ihr überhaupt, wie alt wir sind? Wißt ihr das?«
»Nein.«
»Zweihundert Jahre«, erwiderte er rauh…

***

Jorge, der Junge von fünfzehn Jahren, war einfach überfordert. Hinter ihm lag eine Begegnung, die er geistig nicht verkraften konnte. Er hatte eine Gestalt gesehen, die bisher nur als Seemannsgarn gesponnen worden war, die aber trotzdem lebte.
Wieso?
Dieser Vasco mußte schon 200 Jahre tot sein. Er konnte einfach nicht mehr existieren, und trotzdem hatte er sich gezeigt. Sogar ein Erbe oder Geschenk hatte er hinterlassen, eben dieses Amulett, auf dem die Schlange abgebildet war.
Lebte sie?
Einige Male hatte er sich das Fundstück genauer angesehen und festgestellt, daß dem nicht so war. Kein Schlangenkopf grinste mehr, er hatte kein funkelndes Augenpaar gesehen, und doch, als wäre durch dieses Amulett der Kontakt zu einer anderen Welt, einer anderen Zeit und einer anderen Person hergestellt worden.
Vasco, der Abtrünnige, der Verräter…
Jorge schüttelte sich. Längst hatte er den Strand hinter sich gelassen und schlich durch die engen Gassen des Lissaboner Hafenviertels.
Manchmal durchlief er eine Lichtinsel. Dann war seine schmale Gestalt für die Dauer einer Sekunde zu erkennen, bevor sie wieder in die Schatten der Hauswände tauchte Er hatte auch die Mädchen gesehen, die sich anboten und Kunden suchten. Er hörte Musik, nahm den Geruch von brackigem Wasser wahr, auch die Gerüche innerhalb der engen Gassen, und manchmal, wenn er an den bestimmten Häusern vorbeikam, süßlichen Parfümduft.
Es war eine Welt für sich, die er nicht mochte. Selbst die Klänge der Gitarren hörten sich anders an. Die Menschen, die er traf, gaben sich locker, cool, waren darauf aus, Vergnügen für die Nacht zu suchen.
Er hatte ein Ziel.
Da er schnell gelaufen war, atmete er hastig. Jorge kannte sich aus. Er wußte, wo die Kneipen der Seeleute lagen, wo die rauhe Männergesellschaft mit dem Teufel pokerte und in die Hölle ritt, wie es so oft hieß, wenn sie von ihren heißen Nächten berichteten, die hinter ihnen lagen.
Er kürzte ab.
Wie ein Phantom drückte er sich in eine schmale Gasse hinein, gelangte auf einen Hinterhof, sah eine schmale Treppe mit ausgetretenen Stufen, aber kein Licht.
Er huschte die Stufen hoch.

Am Ende der Treppe wurde er erwartet.

Sie waren kaum älter als Jorge, aber sie standen da und wollten ihn nicht vorbeilassen. Zu viert waren sie. In ihren Händen blinkte etwas.

Kalter Messerstahl…

Jorge blieb stehen.

Er atmete noch heftig. Erstens, weil er schnell gelaufen war, zweitens vor Angst.

Er kannte die Typen nicht. Sie gehörten sicherlich zu einer der zahlreichen Banden, die sich in den Gassen und dem Häuserwirrwarr der Altstadt etabliert hatten.

Bevor Jorge sich versah, hatten sie ihn schon eingekreist. Einer war schlangengleich hinter ihn geglitten, umklammerte seinen Hals und setzte ihm die Spitze des Messers gegen die rechte Wange, so daß ein kleiner Schnitt entstand, aus dem ein Blutstropfen quoll, der in einer schmalen Bahn an der Wange entlanglief.

Drei standen vor ihm. Der in der Mitte war bestimmt der Anführer, denn er fragte: »Wo willst du hin?«

»Weg!«

Jorge hörte das Lachen. »Ich hasse solche Antworten.« Dann trat der andere zu.

Der Junge krümmte sich. Er biß hart die Zähne zusammen. Tränen schössen in seine Augen, und hätte ihn der Typ nicht festgehalten, wäre er zusammengebrochen.

»Das ist unser Revier. Jeder, der hindurch will, muß zahlen. Hier herrschen wir. Ist dir nicht aufgefallen, daß keiner mehr draußen ist? Und das in dieser herrlichen Nacht. Sie alle haben Angst vor uns. Sie sind schlauer als du.«

»Laßt mich gehen! Ich habe nichts.«

Der Bandenchef lachte. »Wirklich nicht?«

»Nein.«

Der Typ nickte. »Gut, wir lassen dich laufen. Aber wenn wir etwas finden, schneiden wir dir unsere Zeichen in die Haut, damit du für alle Zeiten daran erinnert wirst, daß es sich nicht lohnt, El Succo zu belügen. Hast du gehört? Ich bin El Succo.«

»Ich kenne dich.«

»Wie gut. Dann weißt du auch, daß ich nicht scherze.«

Das wußte Jorge zu genau. El Succo hatte einen Namen. Er gehörte zu den brutalen Bandenkings, die in der Altstadt die Straßen unsicher machten.

Wer in seine Hände geriet, war verloren. El Succo verfolgte sein Ziel gnadenlos. Er wollte einmal ein ganz Großer in der Lissaboner Unterwelt werden. Er befand sich bereits auf dem besten Weg dahin.

»Durchsucht unseren Freund!« Das ließen sich die beiden anderen nicht zweimal sagen.

Flinke Finger strichen über seinen Körper, er sah die Gesichter dicht vor sich und zuckte plötzlich zusammen, als er in einem Gesicht die weichen Linien unter dem Kopftuch erkannte.

Das war kein Junge, sondern ein Mädchen!

Ihr warmer Atem streifte sein Gesicht. Er sah den weichen Schwung ihres Mundes, aber auch den harten Ausdruck in den Augen. Nein, die gehörte zu den anderen Typen und machte mit. Wer in der Bande zählen wollte, mußte brutal sein.

Die Finger förderten aus Jorges Taschen ein Taschenmesser, ein Tuch und eine zerknüllte Zigarettenschachtel zutage, außerdem ein wenig Kleingeld, einen halben Kamm und einen zerfledderten Ausweis.

El Succo sah sich die Dinge an. »Du hast nichts gehabt?« fragte er dabei zynisch.

»Das ist doch keine Beute für euch.«

»Stimmt, aber ich mag nicht, wenn man mich anlügt. Ich wollte dich auf die Probe stellen. Du hast sie nicht bestanden.«

»Da ist noch etwas«, sagte der Mann hinter Jorge. »In der Hosentasche muß es stecken.«

El Succo sah persönlich nach. Er mußte die Hand schon tief in die enge Tasche schieben, um den Gegenstand zu finden. Dann hielt er ihn zwischen den Fingern. »Ein Stein«, sagte das Mädchen. »Muß wohl ein besonderer sein«, murmelte El Succo und befahl seinem Begleiter, mit der Lampe zu leuchten. Der richtete den Strahl auf die Hand des Anführers.

Und dort lag das Amulett!

Jorge erschrak fast ebenso stark wie zu dem Zeitpunkt, als die vier ihn angehalten hatten. Er hatte gehofft, daß sie es nicht finden würden, nun war es zu spät.

El Succo und zwei seiner Freunde schauten sich das Amulett an. Das Mädchen sagte mit leiser Stimme: »Da ist eine Schlange eingraviert. Muß etwas Besonderes sein.«

»Ja«, sagte El Succo, »meine ich auch.« Er hob den Blick und schaute Jorge ins Gesicht. »Was ist das?«

»Ein Amulett.«

»Das sehe ich selbst. Ist es ein Erbstück? Es sieht ungewöhnlich aus. Wer trägt schon eine Schlange in der Hosentasche?« El Succo lachte, aber es klang nicht echt.

Jorge merkte, wie seine Angst verschwand. Er dachte an Vasco, der ihn als Bote eingesetzt hatte, und er dachte auqh an die Kraft, die in dem Amulett wohnte. Wahrscheinlich unterschätzten diese Straßenräuber die Kraft des Steins, aber Jorge war fair genug, um sie zu warnen. »Gebt es mir zurück. Es ist besser so.«

El Succo schüttelte den Kopf. »Nein, niemals. Ich bin doch nicht wahnsinnig. Das ist ein Fundstück, auf das ich schon lange gewartet

habe. Ein Talisman, den ich gut gebrauchen kann. Vielleicht hat es bestimmte Kräfte, die für mich arbeiten.«

»Gib es lieber her!«

Auch das Mädchen meldete sich. »Du solltest seinen Rat befolgen, El Succo.«

»Wieso?« fragte er scharf.

»Weil auch ich fühle, daß damit etwas nicht stimmt. Von diesem Stein geht eine Gefahr aus. Da sind Schwingungen. Wirf es fort, oder gib es ihm zurück.«

»Ich will es behalten. Und er wird mir sagen, was damit ist. Die Schlange da sieht aus wie ein Mann…«

»Nein«, korrigierte ihn das Mädchen. »Es ist ein Mann mit einem Schlangenarm.«

»Meinetwegen auch das.«

Jetzt meldete sich Jorge wieder. »Wißt ihr denn wirklich nicht, wer dort abgebildet ist?«

»Sag es uns!« flüsterte der Messerheld hinter ihm.

»Es ist Vasco, der Verfluchte!«

»Kenne ich nicht«, sagte El Succo.

»Aber ich!« flüsterte das Mädchen und trat einen kleinen Schritt zurück, als verspürte es plötzlich Furcht. »Ich… ich kenne die Geschichte. Sie ist furchtbar.«

»Erzähle sie uns!« forderte El Succo. »Wir haben Zeit genug. Der Knabe hier läuft uns nicht weg!«

»Vasco hat vor 200 Jahren gelebt. Er war der Mönch der Seefahrer, hat aber später der Hölle gedient. Die Schlange ist sein Symbol gewesen. Gestorben scheint er nie zu sein. Ich weiß nicht, wie er hier an das Amulett gekommen ist, aber ich spüre, daß es gefährlich für uns werden kann. Wir sollten es nicht nehmen.«

El Succo lachte. »Dann steht der Kleine hier unter Umständen auch mit dem Teufel in Verbindung, wie?«

»Das kann ich nicht sagen…«

»Ja, ich glaube schon, daß er auf eine gewisse Art und Weise raffiniert ist. Das sehe ich an seinem Gesicht, aber wir sind es auch, darauf kannst du dich verlassen. Nein, wir lassen uns nicht fertigmachen. Wenn sich das herumspricht, haben wir ausgedient, das kann ich dir sagen. Ich will es nicht!« Zur Bekräftigung seiner Worte schloß er die Faust um das Beutestück.

Seine Augen hatten sich verengt. Das Gesicht wirkte wie ein hellerer Schatten in der Dunkelheit, doch plötzlich veränderte es sich, denn er riß seine Augen weit auf.

Für einen Moment stand er regungslos auf der Stelle, dann begann er fürchterlich zu schreien…

***

Die Zuschauer erlebten das kalte Entsetzen. Sie sahen El Succo, wie er sich auf seinen Absätzen drehte, den Mund offenhielt, weiter schrie und dann zur Seite taumelte.

Der Kerl hinter ihm war ebenfalls geschockt, aber nicht bewegungsunfähig. Er löste seinen Griff, lief auf El Succo zu, dessen Schreie jetzt über den kleinen Platz gellten. Sie hallten als schaurige Echos von den Hauswänden zurück, bis sie sich veränderten und in ein qualvolles Wimmern übergingen.

El Succo sank zu Boden.

Keiner tat etwas für ihn. Ein jeder schaute nur zu, und niemand wußte so recht, was eigentlich geschehen war, selbst Jorge nicht.

Er spürte die kalte Haut auf seinem Körper, und als er dem Mädchen einen Blick zuwarf, sah er, wie es in Schrecken erstarrt war und eine Hand vor die Lippen hielt.

Irgendwo wurde ein Fenster geöffnet, und eine Männerstimme schrie:

»Hat es euch endlich erwischt, ihr verdammten Ratten?«

Niemand antwortete. Nur El Succo wimmerte vor sich hin. Er hockte jetzt, die Hand hielt er noch immer geschlossen, fiel auf die Knie und hob müde den Kopf. Als er den Mund öffnete, hatte er große Mühe zu sprechen. »Sie… sie hat mich gebissen. Verdammt, versteht ihr? Sie hat mich gebissen! Das ist furchtbar. Das ist grauenhaft. Ich bin verloren. Die Schlange lebt!«

Er starrte die Umstehenden an, als könnte er von ihnen Hilfe erwarten.

Jeder aber wußte, daß er verloren war, wenn die Giftschlange ihn tatsächlich gebissen hatte.

El Succo, der harte Möchtegern-Gangster, sackte zur Seite. Er öffnete seine Faust und konnte das Amulett nicht mehr halten, so daß es zu Boden rutschte.

Keiner hatte Augen dafür, ein jeder sah die Hand El Succos. Der helle Lichtarm einer Taschenlampe fiel auf sie, und jeder konnte sehen, wie dick der Handballen geworden war.

Regelrecht angeschwollen und bläulichgrün schimmernd. Der Rand vergrößerte sich stetig. Er wurde zu einem regelrechten Ring, und die Umstehenden wußten, daß El Succo nicht mehr zu helfen war.

Er hatte den Teufel herausgefordert und mußte nun dafür bezahlen. So grausam war das Leben.

»Einen… einen Arzt…« Es waren die letzten Worte in seinem Leben.

Dann fiel er zur Seite und blieb, still liegen.

»Er… er ist tot!« hauchte das Mädchen. »El Succo ist tot.«

»Ja!« flüsterte Jorge. »Mich wollte er umbringen, nun hat es ihn selbst erwischt. Es ist die Strafe für seine verfluchten Untaten!«

»Wie kannst du so etwas sagen!« schrie das Mädchen. »Wir haben niemanden umgebracht. Wir haben…«

Jorge faßte sie an und schüttelte sie durch. Die anderen beiden halfen ihr nicht. Sie rannten plötzlich weg, so schnell ihre Beine sie tragen konnten. Bald waren sie in den schmalen Lücken zwischen den Häusern verschwunden.

Zurück blieben das Mädchen und Jorge.

»Wie heißt du?« fragte der Junge.

»Nina.«

»Gut, Nina, du hast gesehen, was hier vorgegangen ist. Mir gehört das Amulett, ich werde es auch behalten.« Er ließ sie los und bückte sich, um es aufzuheben.

Nina überlegte, ob sie weglaufen sollte oder nicht. Irgendwie brachte sie es nicht fertig. Sie blieb stehen, ihr Blick wechselte zwischen dem Toten und Jorge hin und her. Dabei weinte sie leise.

»Weinst du um ihn?« fragte Jorge, das Amulett dabei in der Hand haltend.

»Ja.«

»Er ist es nicht wert.«

»Wie kannst du so etwas sagen?« fuhr sie ihn an. »Er war ein Mensch!«

»Ein Verbrecher!«

Mit hastigen Bewegungen wischte sie ihre Augen tränenfrei. »Was bist du denn, Jorge? Bist du besser als er? Du stehst mit Vasco, dem Verfluchten, im Bunde. Vielleicht bist du sogar sein Erbe. Ich werde… ich werde…«

»Was wirst du?«

»Du gehörst eingesperrt!« brach es aus ihr heraus.

Jorge lachte nur. »Das sagst ausgerechnet du, ein Mitglied dieser verfluchten Straßenbande. Nein, ich werde nicht eingesperrt.« Er deutete auf das Amulett. »Ich habe einen ausgezeichneten Beschützer, wie du sicherlich weißt. Er wird mir helfen, über die Runden zu kommen. Nicht umsonst hat er mich ausgesucht. Ich bin sein Bote.«

Sie wich vor ihm zurück. »Wie… wie kannst du nur so sprechen, Jorge?«

»Weil ich ihn kenne.«

»Du hast ihn gesehen?«

»Ja.«

Nina wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie stand da, öffnete und schloß die Hände. Ihr Blick irrlichterte, dann schüttelte sie den Kopf und flüsterte: »Ich kann dir nicht glauben, verdammt. Nein, ich will dir nicht glauben. Das ist verrückt.«

»Nichts ist verrückt.«

Sie blickte wieder auf El Succo, und ihr Gesicht verzerrte sich dabei.

»Daaa…« Das Wort hallte als Schrei in die Nacht hinein.

Jorges Kopf ruckte herum. Das Blut schoß ihm in den Kopf. Er erlitt

einen fürchterlichen Schock, denn die Leiche des Bandenchefs vor seinen Füßen hatte sich bewegt.

Nein, ein Irrtum. Sie bewegte sich nicht selbst. Sie wurde bewegt, und dafür sorgten die zahlreichen kleinen Schlangen oder Würmer, die sich im Körper des Toten gebildet hatten und plötzlich anfingen zu krabbeln.

Sie suchten einen Weg nach draußen. Sie krochen hervor, preßten die Augen aus den Höhlen, wimmelten und schlängelten sich aus den Nasenlöchern, den Ohren und brächen plötzlich die Haut am Hals auf.

Es war ein grauenhaftes, ein furchtbares Bild, zum Glück in der Dunkelheit nicht so scharf zu erkennen, aber den beiden reichte es völlig. Vor allen Dingen Nina.

Sie warf sich auf der Stelle herum und rannte davon. Dabei drangen spitze Schreie über ihre Lippen. Wenn sie so weitermachte, alarmierte sie noch das gesamte Viertel.

Dies konnte Jorge nicht zulassen. Er war Vascos Bote, er mußte die Aufgabe erfüllen, die man ihm gestellt hatte. Und schließlich hatte ihm der verräterische Mönch schon wieder, wenn auch indirekt, das Leben gerettet.

Und so verlor er keine Sekunde mehr und jagte hinter der flüchtigen Nina her.

Zum Glück hatte er sich gemerkt, in welche Richtung sie gelaufen war.

Sie durfte ihm nicht entkommen.

Er hatte es nicht weit bis zu den ersten Häusern. Jorge kannte sich in dieser Gegend aus, er wußte, wie die Häuser gebaut waren. Sie standen dicht an dicht und waren oft miteinander verbunden. So konnten sie ideale Schlupfwinkel bilden, aber Nina hütete sich, in eines der Häuser zu laufen. Vielleicht hätte man sie dort erkannt und auch sofort gewußt, zu wem sie gehörte.

So rannte sie mit langen Schritten an den Fronten entlang. Hatte die ganze Gegend noch vor gut einer halben Stunde in einer relativen Ruhe dagelegen, so änderte sich dies nun.

In den Fenstern zeigten sich die Menschen.

»Da laufen welche!« schrie eine Frau.

»Wir holen sie uns!«

Jorge war schneller als das Mädchen. So groß Ninas Schritte auch sein mochten, seine waren größer. Inzwischen sah er sie schon ziemlich deutlich. Sie rannte noch immer dicht an den Hausfronten entlang, und ihre Arme schlenkerten auf und nieder.

»Nina, bleib stehen!«

Sie gab keine Antwort. Dafür beschleunigte sie ihr Tempo, aber auch, Jorge besaß noch genügend Reserven, um mithalten zu können.

Einen Moment später schien sie in den Himmel laufen zu wollen.

Jedenfalls sah es so aus, aber sie rannte nur eine schmale Treppe hinauf, die an einem Tor endete.

Es bestand aus Gittern. An den Stabenden wiesen geschwungene, herzförmige Spitzen in die Höhe.

Und die unterschätzte das Mädchen. Als Nina sich auf der anderen Seite des Gitters wieder nach unten fallen lassen wollte, hing sie plötzlich fest.

Zwei Spitzen hatten sich durch den Stoff ihrer Hosenbeine gebohrt. Sie rutschte zwar noch ein Stück, blieb aber hängen.

In dieser Haltung fand Jorge sie.

Ninas Gesicht war verzerrt. Sie versuchte mit aller Kraft, den Stoff zu zerreißen. Es gelang ihr nicht, er war einfach zu fest.

Jorge ließ es langsam angehen, als er über das Gitter kletterte, an der anderen Seite stehenblieb und seine Hände um die Hüften des Mädchens legte.

»Rühr mich nicht an, du Hund!«

Er lachte nur. »Was hast du denn plötzlich? Weshalb soll ich dich nicht anrühren?«

»Du bist…«

»Ich bin der, der dir helfen will. Du gefällst mir nämlich.« Er lachte und streifte den Stoff über die beiden herzförmigen Haken, damit Nina sich lösen konnte.

Neben ihm blieb sie stehen, bevor sie zusammenknickte und mit einer Hand über die Stelle rieb, die von den beiden Spitzen erwischt worden war.

»Das hättest du dir sparen können«, sagte Jorge.

Sie setzte sich hin. »Ich gehe keinen Schritt weiter mit dir.«

Jorge deutete zurück. »Dann werden dich die anderen kriegen. Sie werden auch bald die Leiche entdecken, sie haben dich gesehen und können dich beschreiben. Dann machen die Polizisten Jagd auf dich, und die sind nicht so human wie ich.«

»Was willst du denn?«

»Dich.«

Sie lachte ängstlich. »Soll ich auch von der verdammten Schlange gebissen werden und anschließend voller Würmer sein?«

Jorge hob die Schultern. »Wenn du vernünftig bist und an meiner Seite bleibst, geschieht das nicht.«

Nina überlegte.

»Laß dir nicht zu lange Zeit.«

»Ja, ist gut.« Sie stand auf, und Jorge blickte durch das Gitter zurück. Er sah Lichtblitze. Zahlreiche Menschen hatten die Häuser verlassen. Sie würden jetzt die Gegend absuchen.

Er drehte den Kopf wieder herum und sah das Funkeln.

Ein Messer!

Jorge hatte an vieles gedacht, aber nicht mehr an die Klinge. Nina konnte bestimmt damit umgehen.

»Ich gehe nicht mit dir. Wenn du es versuchst, nagele ich dich an dem verdammten Tor fest.«

»Du willst morden?«

Sie schüttelte den Kopf. »Davon habe ich nichts gesagt.« Die Hand mit der Klinge näherte sich seiner Brust. »Und du wirst dieses verfluchte Amulett wegwerfen, das schwöre ich dir.«

»Nie!«

Er schlug zu. So schnell und überraschend, daß Nina nicht mehr ausweichen konnte. Jorges Hand traf ihren Messerarm, schleuderte ihn zur Seite, und er setzte sofort nach.

Mit beiden Fäusten drosch er auf ihre rechte Schulter. Nina nahm die harten Schläge, schrie wütend auf und ließ das Messer fallen. Sie hatte es einfach nicht mehr halten können.

Sofort nahm Jorge es an sich. »So habe ich das haben wollen«, flüsterte er, bevor er das Messer in die Dunkelheit warf. Er faßte sie hart an.

»Den weiteren Weg gehen wir gemeinsam, Nina. Du brauchst keine Sorgen zu haben, wir haben einen ausgezeichneten Beschützer.«

»Auf den ich verzichten kann.«

»Das glaube ich wiederum nicht.«

***

Die Besucher der Gaststätte waren zweihundert Jahre alt! Ich hatte die letzte Antwort noch im Ohr, drehte den Kopf und schaute zu Suko hin.

Der hob nur die Schultern.

»Überrascht?« fragte Diaz.

»Ein wenig.«

»Aber ihr glaubt uns nicht, wie?«

Ich schüttelte den Kopf. »Davon hat keiner gesprochen. Weshalb sollten wir euch nicht glauben?«

»Weil so etwas normalerweise unmöglich ist.«

»Nun ja, es gibt gewisse Dinge, die klingen zwar unglaublich, sind aber wahr.«

»Seid ihr Vascos Helfer?« fragte Suko.

»Ja.«

»Und wo steckt er?«

»Ihr werdet ihn noch sehen.«

»Wie habt ihr überleben können?« fragte ich.

Diaz grinste breit. »Wieso überleben? Wir brauchen es gar nicht. Wir befinden uns in einer anderen Zeit.«

»Wirklich?«

»Geh zum Fenster und schau hinaus. Du wirst nicht mehr das erkennen können, was du gewohnt bist.« Als ich zögerte, wiederholte er seine Aufforderung. »Na los…«

Ich ging in Richtung Tür. Die scharfen Blicke der Gäste begleiteten mich.

Neben der Tür befand sich das Fenster.

Obwohl die Scheibe schmutzig war, konnte ich hindurchsehen.

Es war kaum zu fassen. Da leuchteten keine Straßenlaternen, dafür irgendwelche Feuer. Und in ihrem Widerschein sah ich auch die Umrisse der Gebäude.

Sie sahen anders aus, viel kleiner, wirkten primitiver. Auf der Straße standen Katen, weiter entfernt, über die Dächer der niedrigen Häuser hinweg ragend, glaubte ich, die Mastspitzen eines Segelschiffs erkennen zu können.

»Was hast du gesehen?« fragte Diaz.

Ich drehte mich wieder um. Ich gab ihm noch keine Antwort, denn ich dachte daran, was ich bei meinem Eintritt gefühlt hatte. Diese für mich nicht erklärbare Strömung, die über und in meinen Körper geglitten war.

Genau in der Sekunde mußte ein Zeitenwechsel stattgefunden haben, eine andere Erklärung konnte ich nicht geben.

Nicht nur die Gäste sahen mich gespannt an, auch Suko starrte mir ins Gesicht. Ich las die stumme Frage in seinem Blick. Stimmt es, John? Ich nickte ihm kurz zu.

»Also doch?« fragte er.

»Ja.«

Diaz rieb sich die Hände. Dabei hörten wir das trockene Geräusch, als seine Handflächen übereinanderschabten. »Ich habe es doch gesagt. Hier regiere ich an seiner Stelle.«

»Du sprichst von Vasco, dem Verräter?« fragte Suko.

»Ja.«

»Wir haben ihn auch in unserer Zeit gesehen«, erklärte ich.

»Das kann stimmen. Wir können auch zwischen den Zeiten hin- und herpendeln. Allen gelingt es, die in seinen Diensten stehen, begreift ihr das?«

»Noch nicht ganz.«

»Es ist nicht schlimm. Vielleicht wird er es euch erklären, denn er wird bald hier erscheinen.«

»In dieser Kaschemme?«

»Ja, sie ist unser Treffpunkt. Habt ihr draußen nicht gelesen, wie sie heißt?«

»Nein.«

»Zum letzten Piraten.« Diaz freute sich wieder. »Wie recht ihr doch hattet. Wir sind Piraten und stehen unter einem bestimmten

Kommando. Vielleicht hängen wir euch auch an die Rah!« Diaz setzte sich. »Wir brauchen überhaupt nichts zu tun. Ihr werdet auch nicht fliehen können, auch wenn ihr diesen Raum verlaßt. Wir leben wieder in der Vergangenheit. Habt ihr nicht bemerkt, wie wir aufblühten? Wir spüren alle, daß die Zeit für ihn reif ist. Er wird erscheinen, er wird zu uns kommen.«

»Wann?« fragte Suko.

»Jetzt.«

Wir sahen ihn nicht, aber wir hörten Schritte. Woher sie klangen, war nicht festzustellen.

Es waren dumpfe, pochende Laute, die unsere Ohren trafen. So ging jemand, der sich seiner Macht sehr wohl bewußt ist. Nicht zögernd oder zaudernd, dafür kräftig und zielstrebig.

Wie an einer Schnur drehten sich plötzlich die Köpfe der Gäste zur Seite.

Jeder schaute dorthin, wo der Piratenwirt hinter der Theke stand.

Dort zeichneten sich die Umrisse einer breiten Holztür in der Wand ab.

Jemand stieß die Tür auf. Sehr langsam schwang sie nach außen. Dabei knarrte sie in den Angeln. Auf der Schwelle aber stand Vasco, der Verräter, der Mann mit der Schlangenhand!

***

Wir sahen ihn zum ersten Mal in unserem Leben. Bisher hatten wir nur seine Opfer zu Gesicht bekommen, jetzt stand er vor uns, und wir spürten die Aura des Unheimlichen, die er ausstrahlte. Er sah tatsächlich aus wie ein Mönch. Die lange Kutte bestand aus wallenden Gewändern, die übereinander lagen, und sie hatte auch eine Kapuze, die der Mönch allerdings nicht über seinen Kopf gestülpt hatte. So konnten wir sein halblanges Haar sehen, das mitschwang, wenn er sich bewegte.

Sein Gesicht wirkte gefährlich. Mir kam es ein wenig eckig vor, fast wie zusammengeschoben. Die Lippen lagen dick aufeinander. Seine Augenbrauen konnte ich nicht sehen, da die Haarsträhnen sehr tief in die Stirn fielen und sie verdeckten. Die Nase sah fleischig aus, die Augen blickten lauernd und gefährlich.

Die linke Hand hielt er unter einem Handschuh verborgen, die rechte aber war nicht normal. Der Arm hing an seiner Seite herab, und er mündete in die Schlangenhand.

Vier grünliche Schlangen und ein Daumen!

Die Schlangen waren unruhig. Sie bewegten sich nicht synchron zueinander. Wenn sich eine nach vorn drückte, schwang die andere nach hinten. Da befand sich alles in Bewegung, und die Haut schillerte schuppig und grün.

Er tat nichts, stand da und schaute nur.
Diaz aber bewegte sich. Mit schwerfällig wirkenden Schritten ging er auf ihn zu. Das bleiche, blasse Licht gab seiner Gestalt ein gespenstisches Aussehen.
Überhaupt hatte sich die Beleuchtung in der Kneipe verändert. Sie hatte sich der düsteren Umgebung angepaßt. Ohne es zu merken, lag eine Reise in der Vergangenheit hinter uns. In eine Zeit, wo es noch kein elektrisches Licht gegeben hatte.
Dicht vor dem Mönch blieb Diaz stehen. Er sprach mit ihm. Keiner von uns konnte seine flüsternden Worte verstehen.
Der Mönch nickte.
Er bewegte dabei sehr schwerfällig den Schädel. Das Gesicht zuckte, die Augen zeigten einen kalten Blick, bevor er sich umdrehte und wieder mit langsamen Schritten verschwand.
Suko und ich standen da wie die Ölgötzen. Wir hatten nichts begriffen.
Wir wußten nicht, aus welchem Grund der Mönch erschienen war, uns jedenfalls hatte er nichts getan.
»Ich glaube, wir sollten uns da mal einmischen«, schlug ich meinem Partner flüsternd vor.
Er hatte nichts dagegen, wohl aber Diaz, der herumfuhr, als wir uns bewegten.
Er starrte uns an.
»Was ist?« fragte ich und gab den Blick ebenso kalt zurück.
»Er will, daß ihr mitkommt!«
»Wohin?«
Diaz grinste hart. »Das werdet ihr noch erleben. Die Hölle hat ihn gezeichnet. Ihr sollt sie ebenfalls zu sehen bekommen. Wenn ihr nicht freiwillig geht, werden wir Gewalt anwenden.«
Sollten wir, sollten wir nicht?
Ich blickte Suko an. Der hob kurz die Schultern und nickte dann. »Wenn sie uns nicht entwaffnen wollen, okay.«
»Gut, gehen wir mit.«
Diaz deutete in die Runde und schnippte mit den Fingern. Wie an der Schnur gezogen erhoben sich die übrigen Gäste von ihren Stühlen und zogen den Kreis um uns enger. Meine Hand kroch zur Waffe. Einer der Kerle war sehr dicht an mich herangekommen. Er sah gefährlich aus. Sein Gesicht zeigte eine aschgraue Farbe. Die Augen wirkten darin wie Punkte.
Als er den Arm hob und mich berührte, hielt ich blitzschnell sein Gelenk fest.
»Was ist?«
Er gab keine Antwort. Aber er drückte mich in Richtung Tür. Blitzschnell drehte ich seine Hand herum und hörte das Knacken, als

ein Knochen brach. Sein Gesicht verzog sich dabei nicht. Er verspürte keine Schmerzen, nur seine Hand rutschte ab und hing wie lose am Gelenk.

Für mich war dies ein Beweis, daß wir es nicht mit normalen Menschen zu tun hatten, sondern tatsächlich mit Zombies.

»Vielleicht hätten wir auf ihn schießen sollen«, flüsterte Suko. »Dann gäbe es den Mönch nicht mehr.«

»Wollen wir nicht mehr?« fragte ich.

»Ja, Aufklärung.«

»Sehr richtig. Deshalb gehen wir mit. Ich muß wissen, was die Schlangenhand bedeutet.«

»Der Teufel war eine Schlange. Vasco wird seinem Glauben abgeschworen haben und übergetreten sein.«

»Damit rechne ich auch.«

Diaz wurde ungeduldig. Er deutete auf die Tür. Die anderen hatten bereits eine Gasse und zusätzlich ein Spalier gebildet, durch das wir schreiten konnten.

Suko machte den Anfang, während ich einen Schritt hinter ihm ging. Wir waren durch einen wirklich dummen Zufall in eine Sache hineingerutscht, die noch keiner von uns durchschaute. Nur der Name van Akkeren hatte uns aufgescheucht. Ihm gehörte das Schiff, auf dem sich der Mönch mit der Schlangenhand aufhielt.

Und nun hingen wir in einem Raum zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit.

Vielleicht hatten die Zeiten auch schon wieder gewechselt, möglich war alles, wenn Magie das Geschehen diktierte.

Hinter der Tür erreichten wir einen Gang. Der finster aussehende Wirt mit seinem schwarzen dünnen Bart auf der Oberlippe ging nicht mit. Er folgte uns nur mit seinen Blicken.

Der Gang war nicht sehr breit. Er endete vor einer alten Holztür, die zur Hälfte offenstand.

Diaz zog sie ganz auf. Fackelschein fiel durch die Öffnung und bedeckte den Boden mit einem zuckenden Muster.

»Geht da runter!« befahl er.

Wir zögerten noch und blickten nach vorn. Eine breite Steintreppe führte in einer geschwungenen Linkskurve in die Tiefe. Zu beiden Seiten ragten feuchte Mauern hoch. Sie bestanden aus dicken Steinen, die Risse, Spalten und Vertiefungen zeigten. Dort wuchs Moos, krabbelten Käfer, Feuchtigkeit hatte sich festgesetzt und an einigen Stellen zu perlenartigen Tropfen verdichtet.

Bevor ich auf die erste Stufe trat, drehte ich mich um. Die Gäste der Kaschemme hatten sich hinter uns aufgebaut und standen dort wie eine lebende Mauer.

Ihre Blicke waren grausam und leer und ähnelten denen von Toten.

Nur rochen sie nicht. Normalerweise stinken Zombies nach Grab und Verwesung. Bei den anderen hatte ich das Gefühl, als würde von ihnen ein alter, staubiger Geruch ausgehen.

Diaz legte mir die Pranke auf die Schultern. »Geh!« sagte er rauh. »Geh nur weiter.«

»Okay.«

Ich schritt vorsichtig in die Tiefe. In unregelmäßigen Abständen brannten die Fackeln, die ebenfalls einen Geruch verbreiteten, der mir überhaupt nicht gefiel.

Es stank nach Pech, nach Ruß und die Fackeln selbst sonderten dunkle Qualmschwaden ab, die träge wie Schleier über die Stufen glitten und gegen uns geweht wurden.

Ich war der Meinung, in eine Welt der Angst hinabzusteigen. Hier unten gab es kein Licht. Irgendwo würde der Mönch auf uns lauern.

Möglicherweise, um dem Teufel ein Opfer zu bringen, das sich aus Suko und mir zusammensetzte.

Von manchen Stellen hingen Spinnweben herab. Wenn sie durch mein Gesicht strichen, hatte ich das Gefühl, von den Fingerkuppen irgendwelcher Totenhände gestreift zu werden.

Die uns begleitenden Wesen gingen nicht hintereinander die Stufen hinab. Sie nahmen die gesamte Breite ein. Ihre Schritte knirschten, wenn kleinere Steine unter den Sohlen zerbrachen. Hin und wieder schabten sie auch gegeneinander, dann entstanden trocken klingende Geräusche.

Stufe für Stufe der langen Treppe ließen wir hinter uns. Die Luft veränderte sich. Sie roch feuchter, war schlechter zu atmen, ich hatte einen fauligen Geschmack im Mund, der mich an brackiges Wasser erinnerte.

Für mich ein Zeichen, daß wir uns dem Fluß oder dem Meer näherten.

Lissabon liegt an der Mündung des Tejo.

Die Stadt umgab den Strom. Sie war, wie auch Rom, auf mehreren Hügeln gebaut worden, und in den Tälern zwischen ihnen standen die Häuser der Altstadt und der weniger privilegierten Menschen. Dort herrschte oft genug eine dumpfe Feuchtigkeit.

Wir atmeten etwas von dieser Feuchtigkeit ein, aber auch ein salziger Geschmack legte sich auf meine Zunge.

Jede Treppe hat ein Ende. Auch die, über die wir schritten. Unser Ziel war eine gewaltige Höhle. Vielleicht lag sie unter einem der Hügel, denn ihre Ausmaße waren für mich nicht übersehbar.

Wir blieben stehen.

Diaz ging vor. Er passierte mich an der rechten Seite. Erst jetzt sah ich, daß er eine Fackel in der Hand hielt. Je weiter er sich von uns entfernte, um so mehr wurde die Dunkelheit zerrissen.

Manchmal hatte ich den Eindruck, als würde ein kühler Luftzug gegen mein Gesicht streifen. Das konnte aber auch Einbildung sein, da ich keinen Höhlenausgang entdeckte.

Diaz blieb stehen. Weder Suko noch ich wußten, was er hier unten zu suchen hatte. Wollte er den Mönch mit der Schlangenhand suchen?

Es konnte durchaus sein, aber noch entdeckten wir Vasco nicht. Statt dessen winkte uns Diaz zu.

Wir gingen näher und entdeckten jenseits von ihm den kompakten Schatten, der noch vom unruhigen Widerschein der Flammen umtanzt wurde. Erst nach weiteren Schritten erkannten wir die Wahrheit.

Wir sahen Vasco, und wir sahen Asmodis!

Beide bildeten eine Einheit, denn der Mönch hockte auf einem Thron, der aus steinernen Schlangen bestand, die allesamt die dreieckige Fratze des Teufels aufwiesen…

***

Als sie über eine der zahlreichen Steinbrücken gelaufen waren, kippte Nina zur Seite und hielt sich am Geländer fest. Sie drückte ihren Rücken gegen das Gestänge aus Eisen, hatte die Augen verdreht und holte tief Luft. Auf ihrem Gesicht lag eine glänzende Schicht, der Atem pfiff aus ihrem Mund. »Ich kann nicht mehr weiter!«

Auch Jorge war von dem langen Lauf erschöpft. Er packte sie aber an der Schulter und schüttelte sie durch. »Du mußt!« fuhr er sie ani »Hast du gehört? Du mußt weiter!«

»Und wenn ich nicht will?«

Er lachte sie an. »Werde ich dich zwingen, verdammt! Ich will, daß du weiterläufst!«

Sie riß sich zusammen. »Wohin?« rief sie laut. »Wohin willst du mit mir?«

»Wir müssen ihn finden.«

»Ihn, ihn! Ich höre immer nur ihn, verflucht! Ist er denn so wichtig für dich?«

»Ja, er rettete mir das Leben. Ich habe es ihm zu verdanken, und er will, daß ich ihm das Amulett bringe. Ich bin sein Bote, begreifst du das?«

Sie nickte heftig. Längst hatte sie ihre Mütze abgestreift und das Haar gelöst. Es fiel bis auf ihre Schultern. »Ich begreife, daß du sein Bote bist, aber ich habe nichts damit zu tun. Ich bin nicht seine Botin. Ist das klar?«

»Das weiß ich!«

»Dann laß mich gehen!«

»Nein.« Seine Antwort klang so hart und endgültig, daß Nina wieder erschrak.

»Warum willst du mich mitnehmen? Ich… ich… verschwinde. Ich

will nicht in das Verderben mit hineingerissen werden. Hast du das nicht begriffen, verdammt?«

»Wenn ich dich laufenlasse, wirst du die Bullen alarmieren. Ich kenne dich.«

»Und wenn ich verspreche, daß ich es nicht tue?«

Er preßte seine, Hände gegen ihre Wangen und spürte das Zucken der Haut. »Was sind deine Versprechen wert? Was ist das Versprechen einer Straßenräuberin wert, he?«

»Das kannst du nicht vergleichen.«

»Doch, du hast bei ihnen mitgemacht, Nina.«

Sie trat mit dem Fuß auf. »Verdammt noch mal, ich mußte überleben. Verstehst du das?«

»Das mußte ich auch.«

»Ja und?«

Er grinste scharf. »Ich habe mich keiner Bande angeschlossen, obwohl auch ich überleben mußte. Das ist der Unterschied. Deshalb kann ich dich nicht laufenlassen.«

Sie senkte den Kopf und hob die Schultern. Bei ihr das Zeichen, daß sie aufgegeben hatte.

Obwohl Nina um zwei Jahre älter war als Jorge, mußte sie seine Überlegenheit anerkennen. Sie hatte nie allein entscheiden müssen. El Succo, dem Chef, war diese Aufgabe zugefallen, aber Jorge hatte es gelernt, sich durchzuschlagen. Er war den anderen seines Alters um einige Längen voraus.

»Ich will auch nicht mehr lange warten!« flüsterte er scharf. »Mein Gefühl sagt mir, daß wir das Ziel bald erreicht haben.«

»Welches Ziel?«

»Das weißt du genau - ihn!«

Nina blickte ihn kurz an, bevor sie ihre Antwort formuliert hatte. »Ein Teufel ist er!« schrie sie. »Ein verdammter Teufel!« Sie ballte ihre Hände.

Jorge blieb gelassen. »Na und? Soll er ruhig ein Teufel sein, so wie du das meinst. Mir ist es egal. Ich weiß nur, daß er mir eine gewisse Macht gibt. Die hast du ja schließlich miterlebt, als dein Freund verging. Viele haben versucht, mich auf die miese Art und Weise anzumachen. All die, die es jetzt noch versuchen, sollen sich vorsehen. Und du auch, Nina. Strapaziere meine Geduld nicht übermäßig.«

Sie hatte ihn zwar gehört, doch sie kümmerte sich nicht um ihn. Nina drehte dem jungen Mann den Rücken zu. Die Arme hatte sie auf das Steingeländer der Brücke gelegt.

Er packte sie. Nur widerwillig drehte sie sich um. »Das geht nicht gut, das geht nicht gut!« flüsterte sie. »Ich sage es dir. Du stürzt dich ins Unglück. Man soll die Finger von einem finsteren Zauber lassen. Ich warne dich…«

Jorge zog sie einfach mit sich. Nina redete zwar noch weiter, nur kümmerte er sich nicht um diese Worte. Für ihn war es wichtig, das Ziel zu finden und die Zeiten einzuhalten.

Sie bewegten sich bereits auf dem Hafengelände. Der Geruch des Brackwassers aus der Tejo-Mündung strömte ihnen entgegen. Bei jedem Atemzug hatte er das Gefühl, dieses Zeug trinken zu müssen.

Manchmal kamen ihnen Menschen entgegen. Zumeist Männer, die schon leicht angetrunken waren. Hin und wieder hörten sie aus einer Gaststätte schwermütige Melodien.

Die Stadt war ruhig, ruhiger als sonst. Irgend etwas schien zu lauern.

Vielleicht spürten die Menschen auch, daß sich einiges verändert hatte.

Wenn sie an den toten Armen vorbeigingen, glichen die dort ankernden Schiffe grauen Schatten.

Und grau war auch der Himmel, wenn auch bedeckt mit den hellen Punkten der Sterne.

Obwohl Jorge niemandem etwas gesagt hatte, wußte er genau, wo er hingehen mußte.

Es war ein Lokal in der Altstadt, das auf ihn wartete. Er kannte den Namen nicht, aber er verließ sich auf seinen Führer, das Amulett. Es gab ihm gewisse Befehle und Anordnungen, denen er zu folgen hatte.

Als er stehenblieb, verhielt auch Nina ihre Schritte. »Was ist los?« fragte sie. »Hast du es dir überlegt?«

Er schüttelte den Kopf. »Wir sind gleich da.«

»Wo?«

Jorge hob seinen Arm sehr langsam an und streckte den rechten Zeigefinger aus. »Dort gegenüber befindet sich das Lokal. Da wartet man auf uns. Ich spüre es.«

Sie erwiderte nichts. Noch einmal dachte sie an Flucht, aber ihr wurde bewußt, daß es keinen Sinn hatte, wenn sie losrannte. Jorge war immer schneller.

Seine Hand ergriff ihren Ellbogen. Er schob sie weiter. Nina stemmte sich nicht gegen den Griff, als sie über das alte Kopfsteinpflaster schritten.

Je näher sie dem Ziel kamen, um so mehr veränderte sich die Gegend.

Nina spürte es sehr deutlich. Sie hätte das Gefühl, Schatten zu sehen, die über der Straße hingen, sich bewegten, verdichteten und sich zu unheimlich wirkenden Szenenbildern zusammensetzten.

»Was ist das?« hauchte sie.

Jorge gab keine Antwort. Auch ihm waren die Schatten aufgefallen, nur wollte er nicht darüber reden. Er hatte gespürt, daß sich die Umgebung veränderte, und diese Veränderung mußte mit dem Amulett zusammenhängen. Er schob seine Hand in die Tasche und

umklammerte das wertvolle Stück. Es hatte sich erwärmt. Als er mit den Fingerkuppen über den Schlangenkörper tastete, war ihm, als würde sich dieser bewegen. Ja, er zuckte auf dem Stein.

Also lebte er…

Das Ziel war nah. Jorge spürte seine innere Spannung. Der Schlangenzauber hielt ihn in seinem Bann. Auf seiner Stirn lag kalter Schweiß. Er hatte keine Ahnung, was um sie herum vorging, aber manchmal, wenn er seinen Fuß vorsetzte, glaubte er, ins Leere zu treten. Der Boden war zwar noch vorhanden, nur schien er immer wieder zurückzuweichen, so daß Jorge ihn verfehlte.

Jetzt klammerte sich auch Nina an ihn. »Spürst du es?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Ja.«

»Was ist das?«

»Ich kann es dir nicht erklären. Wir scheinen uns über dem Boden zu bewegen. Da hat sich was verschoben.«

Während sie ging, blickte sie sich ängstlich um. »Aber das ist doch nicht normal.«

»Ist es auch nicht.«

»Und du kannst nichts tun?«

»Sieh nach vorn«, sagte er leise. »In dem Lokal brennt Licht. Da müssen wir hin.«

»Und die Segelschiffe?« hauchte sie mit einer fast ersterbenden Stimme.

»Was ist mit ihnen?«

»Welche Schiffe?«

Sie lachte auf. »Ich habe Masten gesehen, mein Lieber. Ja, Schiffsmasten, die über die Dächer der Häuser hinweg ragen. Seit wann liegen hier im Hafen alte Segelschiffe?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Jorge, das sind Gespenster.«

»Möglich.« Mehr wollte er nicht sagen. Zielstrebig ging er auf das Ziel zu.

Sein Blick war hart geworden, der Herzschlag hatte sich beschleunigt. Er spürte, daß er der Lösung aller Rätsel auf der Spur war. Sein Schlangen-Amulett log nicht.

Und so ging er weiter. Behutsam, vorsichtig und tastend. Die letzten Meter lagen vor ihm. Er sah die Tür des Lokals, die Fenster, die Schatten davor.

Menschen, die sich bewegten.

Sie gingen entweder auf und ab oder lehnten an den Mauern. Manche hielten Becher und Krüge in den Händen, aus denen sie tranken, aber es war kein Geräusch zu hören.

Man blieb stumm.

Er ging weiter. Die Tür der alten Kaschemme war jetzt zum Greifen nah.

Jorge brauchte nur den Arm auszustrecken, was er auch tat. Doch Nina hielt ihn zurück. »Willst du tatsächlich dort hineingehen?«

»Ich muß!«

»Und dann?«

Er gab keine Antwort mehr, sondern drückte die Tür auf. Das Ziel war erreicht!

***

Die Welt war eine völlig andere. Zwar lag eine normale Hafenkneipe vor ihnen, aber der leere Schankraum erschreckte sie doch. Auch eine von den Besuchern verlassene Gaststätte kann unheimlich wirken.

Besonders dann, wenn der Wirt auf Besucher wartet.

Natürlich hatte er gehört, wie die Tür aufgestoßen wurde. Er stand hinter der Theke und drehte sehr langsam den Kopf, um den beiden Besuchern entgegenzuschauen.

Die traten vorsichtig ein. Jorge ging vor. Seinen rechten Arm hatte er zurückgestreckt und umfaßte die Hand des ihm folgenden Mädchens.

Ninas Augen waren weit geöffnet. Sie atmete nur noch flach und leise pfeifend. Angst zeichnete ihre Züge, gepaart mit einer gewissen Neugierde.

»Nicht so ängstlich!« hörten sie die Stimme des Wirts. »Kommt ruhig näher, ihr beiden. Ich freue mich über jeden Gast, der mich besucht. Und über euch am meisten.«

Selbst Jorge traute sich nicht so recht. Er suchte die Gäste, die seiner Ansicht nach noch bis vor kurzem dagewesen sein mußten, denn er nahm den Geruch von Tabakqualm und Schweiß wahr. Den konnte auch der sich müde unter der Decke drehende Ventilator nicht verscheuchen.

»Kommt her…«

Als der Wirt seinen Worten ein breites Grinsen folgen ließ, sah er aus wie ein lauernder Teufel. Auf seiner Oberlippe spannte sich dabei der Bart.

»Der macht mir angst!« hauchte Nina.

»Mir ist er auch nicht gerade sympathisch.«

»Ist es der, den du suchst?«

Sie waren stehengeblieben, und Jorge schüttelte den Kopf.

»Dann können wir ja wieder gehen.«

»Nein, wir bleiben. Ich bin hier richtig, das spüre ich genau. Vielleicht kann er uns helfen.«

Davon war Nina nicht überzeugt. Sie sehnte sich zu ihren Großeltern zurück, bei denen sie lebte. Zudem fragte sie sich, ob sie es je schaffte, wieder dorthin zurückzugehen, wo sie hergekommen war.

Der Wirt betrachtete sie lauernd. Er trug über seinem nackten Oberkörper nur eine ärmellose Lederweste. In seinen dunklen Pupillen glitzerte es, als hätte dort jemand Augentropfen hineingekippt.

Da Nina nicht wollte, schob Jorge sie weiter.

Einen Arm hob der Wirt an und krümmte seine Zeigefinger. »Kommt ruhig her zu mir, ihr werdet durstig sein. Ich habe euch erwartet und einen Wein kühlgestellt.«

»Ich will nichts trinken!« hauchte das Mädchen.

»Aber ich lade dich ein, Kleine. Du bist sehr hübsch. Ich liebe hübsche Mädchen.« Er lachte so rauh, daß Nina Angst bekam.

Jorge schien sich um die Worte nicht zu kümmern. Jedenfalls ging er auf die Theke zu und blieb dicht vor ihr stehen. Sein Blick traf die Augen des Mannes dahinter. »Wo ist er?« fragte er.

»Von wem sprichst du?«

»Vasco!«

Der Wirt hob die Augenbrauen. »Vasco, der Verfluchte? Gibt es- ihn überhaupt?« zischelte er. »Oder ist er nur eine Legende, eine Sage, ein Märchen, so wie ihr?«

»Tut mir leid, aber ich empfinde mich nicht als Legende. Ich existiere, und ich bin nicht umsonst hergekommen.«

»Das stimmt.« Der Kaschemmenbesitzer bückte sich und holte zwei Becher, in die er Wein füllte. »Bester Port, meine Freunde. Allerbester sogar, wenn ihr versteht.«

»Ja, wir verstehen.«

Nina sah sich um. Diese alte Hafenkneipe wirkte auf sie wie eine Filmkulisse. Es gab kein elektrisches Licht. An den Wänden standen Öllampen in eisernen Haltern. Auf den Tischplatten hatten Kerzen ihre Plätze gefunden. Feuerzungen verlängerten die Dochte. Die Flammen bewegten sich beim leisesten Windzug und zauberten Schattenmuster an die Wände.

Er schob ihnen die beiden Becher zu.

»Hier, meine jungen Freunde. Trinkt den Wein. Er ist herrlich kühl.«

Sie griffen nach den Bechern. Tatsächlich spürten sie die Kühle des Weins durch den Ton des Bechers. Die Becher waren von außen beschlagen. Der Schweiß auf ihren Handflächen vermischte sich mit der Feuchtigkeit. Nina wartete, bis ihr Begleiter seinen Becher angehoben hatte. Erst dann trank auch sie. Dabei wäre ihr der Becher fast aus der Hand gerutscht.

Der Wirt trank mit. Er hatte sich selbst einen Schnaps eingeschenkt, der scharf und bitter roch. Als er das Glas leerte, schüttelte er sich, schloß für einen Moment die Augen, öffnete sie wieder und blickte seine Gäste grinsend an.

»Gut, nicht?« Von seinem dunklen Oberlippenbart wischte er noch einige Tropfen und leckte die Fingerspitzen ab.

Jorge ließ den Becher sinken. »Ja, er ist stark.«
»Nicht nur das. Es ist mein bester Wein. Mein allerbester.«
»Das glaube ich dir.«
Auch Nina hatte ihr Glas wieder zur Seite gestellt. »Weshalb sind hier keine Gäste?« fragte sie.
Der Wirt grinste. »Das ist manchmal eben so. Es gibt Tage, da kommen wenige.«
Nina wollte das nicht akzeptieren. »Nein«, sagte sie. »Nein, daran glaube ich nicht. Ich kenne Lissabon. Ich war auch öfter in dieser Gegend. Hier herrschte immer Stimmung. Hier war…«
Der Mann hinter der Theke winkte scharf ab, und Nina verstummte.
»Das kannst du nicht behaupten, kleine Senhorita. Nein, das glaube ich dir nicht.«
»Wieso?«
»Du kannst gar nicht so oft hier gewesen sein, da du nicht so alt bist, meine Kleine.«
»Immerhin bin ich schon…«
»Bist du über zweihundert Jahre alt?«
Nach dieser Frage schwieg nicht nur Nina, auch ihr Begleiter sah den Wirt staunend und stumm an. Die Antwort stand in seinen Augen zu lesen, nur wagte er nicht, sie auszusprechen.
»Ja«, sagte der Wirt, »ihr habt richtig gehört. Zweihundert Jahre. Habt ihr nicht die Segelschiffe im Hafen gesehen?«
»Schon. Aber…«
»Habt ihr nicht bemerkt, wie ungewöhnlich euer Gang zu mir gewesen ist? Manchmal mußtet ihr doch das Gefühl haben, ins Leere zu treten. Da habt ihr nicht selbst gehandelt, sondern die Umwelt hat das Kommando übernommen. Versteht ihr? Nur Figuren, meine Freunde. Ihr wart nur Figuren in diesem Spiel.«
»Auch jetzt?«
»Sicher, auch jetzt.«
Nina drehte sich halb. Sie langte nach Jorges Arm. »Laß uns von hier verschwinden.«
Bevor der Junge eine Antwort geben konnte, begann der Wirt zu lachen.
»Verschwinden wollt ihr? Nein, das ist nicht möglich. Man hat auf euch gewartet, versteht ihr? Nur auf euch.«
Ninas Griff wurde härter. »Jorge, stimmt das?«
»Ja, es kann hinkommen.«
»Und wieso?«
Er lächelte knapp. »Ich trage etwas bei mir, das jemand wahrscheinlich haben will.«
»Nicht nur wahrscheinlich«, erklärte der Kaschemmen-Besitzer. »Er will es haben.«

»Vasco - oder?«
»Genau!«
Die Blicke der beiden so unterschiedlichen Männer brannten ineinander.
Sie sprachen in den folgenden Sekunden nicht mehr. Jorge spürte die Hitze, die durch seinen Körper strömte und ihm das Blut in den Kopf steigen ließ.
»Du weißt Bescheid?«
»Ich bin eingeweiht.«
Jorge sah den Wirt scharf an, bevor er in die Tasche griff und es riskierte. Langsam holte er das Amulett hervor, behielt es aber noch in der Faust, die er mit dem Handrücken auf die Theke legte.
Langsam senkte sich der Blick des Mannes. »Öffnen!« forderte er.
Das tat Jorge sehr gemächlich, er wollte die Spannung erhöhen.
Plötzlich blickten beide auf das Amulett mit dem Abdruck des Verräters Vasco, der seine rechte Schlangenhand ausgestreckt hielt. Schlangen bildeten die vier Finger. Sehr deutlich sahen sie die kleinen Köpfe, die sich sogar bewegten.
Das Amulett lebte…
Nina trat einen Schritt zurück. Ihr war die Sache unheimlich geworden.
Vor Angst rann ihr der Schweiß über das Gesicht.
Auch innerhalb der Kaschemme hatte sich einiges verändert Das Licht der Lampen blakte zwar noch, doch durch den Raum schien ein Hauch zu gleiten, der die Flammen berührte und sie tanzen ließ.
Sie bewegten sich von einer Seite auf die andere, fingen an, große Schatten zu zaubern, die als gespenstische Figuren über die Wände huschten.
Nina sah sich um. Auch über die Tür liefen Schatten. Zudem schien das Holz zu zittern, als würde jemand von außen dagegendrücken, er aber zu schwach war, um die Tür zu öffnen.
Das Mädchen ging noch einen Schritt nach hinten. Wieder wandte sie sich der Tür zu. Sie hatte es lange genug ausgehalten. Jetzt wollte sie weg, raus aus dieser verfluchten Kaschemme, in der das blanke Entsetzen zu Hause war.
Hinter der Tür winkte die Freiheit.
»Bleib!« sagte Jorge, ohne sie anzusehen, denn seine Blicke wechselten zwischen dem Amulett und dem Gesicht des Wirts hin und her.
»Nein, ich gehe! Ich kann nicht mehr.«
»Du mußt!« schrie Jorge. »Es ist gefährlich. Der Zauber hat uns eingeholt.«
Nina war durch die heftig gesprochenen Worte so geschockt, daß sie tatsächlich ihren Schritt verhielt.

Es war still geworden.

Und deshalb hörte sie auch das Geräusch oder die Geräusche so deutlich, die von vier verschiedenen Seiten auf sie eindrangen. Es war ein geheimnisvolles Zischeln und ein Reiben verschiedener Körper gegeneinander. Eine Erklärung fand sie nicht so schnell, bis ihr plötzlich klarwurde, daß sich so eigentlich Schlangen anhörten.

Waren sie da?

Nina legte den Kopf in den Nacken und blickte nach oben. Sie suchte zuerst die Decke ab, danach die Wände und wartete darauf, daß sich die Schlangen zeigen würden.

Noch hielten sie sich zurück.

Aber sie waren in der Nähe. Das Zischeln und Reiben nahm sogar noch an Lautstärke zu, als würden die gefährlichen Tiere einen Kreis um sie bilden, den sie enger zogen.

»Was… was ist das?« fragte sie stotternd. »Hört ihr es auch, das Zischeln?«

»Ja«, sagte Jorge. »Bleib lieber hier.«

»Sind es Schlangen?«

Diesmal gab der Wirt die Antwort. »Natürlich sind es Schlangen, kleine Senhorita. Oder hast du an etwas anderes gedacht? Das sind die Schlangen des Verräters, denn er ist der Mann mit der Schlangenhand. Hast du verstanden? Sein Geist lauert überall.«

Nina nickte, während sie gleichzeitig nachdachte und feststellte, daß sie ihren ersten Schock überwunden hatte. Sollten die beiden reden, sie jedenfalls wollte nicht mehr. Sie hatte Jorge an sein Ziel begleitet. Mehr konnte er nicht verlangen. Sie ging auf die Tür zu. Diesmal nicht so langsam, sie wollte es wissen.

»Nina, Nina!«

Der Warnschrei des jungen Mannes erreichte sie in dem Augenblick, als sich von der Decke, aus diesem alten Gebälk, etwas löste und auf sie niederklatschte.

Es war eine Schlange!

***

Nina konnte vor Entsetzen nicht schreien. Sie blieb stumm. So fand die Schlange Zeit, sich heftig zu bewegen und sich wie ein Schal um ihren Hals zulegen.

Zweimal wickelte sie sich darum, während das Mädchen auf der Stelle stand und die Arme abgespreizt hatte. Der Kopf lag noch im Nacken.

Dabei glitt der Blick starr in die Höhe. Sie schaute gegen das Gebälk und hatte das Gefühl, als befänden sich die Holzbalken in Bewegung. Das stimmte nicht. Es waren die Schlangen, die aus ihren Verstecken krochen und jetzt über die Holzbalken glitten. Etwas hatte sie gestört,

vielleicht war es die versuchte Flucht des Mädchens gewesen.
Der Wirt lachte leise. Er bewegte dabei seine Finger, als wären sie ebenfalls Schlangen.
Jorge aber drehte den Kopf. Es war gut, daß sich Nina nicht gerührt hatte. So gab sie der Schlange keinen Grund, sie anzugreifen. Er sah den Kopf, die beiden aufgeklappten Kiefer, in denen so viel Kraft steckte, und er sah auch die gespaltene Zunge, die aus dem Maul huschte.
Noch hatte sie Nina nichts getan. Zudem stand seine Begleiterin unter Schock, was ihr in dieser Lage nur helfen konnte.
»Nicht bewegen!« flüsterte er Nina zu. »Um Himmels willen keine falsche Bewegung!«
Er löste sich von der Theke und schritt lautlos auf sie zu. Bevor er den Fuß aufsetzte, tippte er die rauhen Bohlen mit der Fußspitze an, dann erst ging er weiter und ließ dabei das kleine Schlangenmaul nicht aus den Augen.
Die Zunge bewegte sich vor und zurück. Nina blieb auch weiterhin erstarrt, während über ihr im Gebälk sich die braungrünen Wesen bewegten.
Jorge verspürte keine Angst. Er vertraute voll und ganz auf sein Amulett, durch dessen Hilfe er unter Umständen auch die Schlangen kontrollieren konnte.
Nina sah ihn an. In seinem jungen Leben hatte er noch nie eine so große Angst im Gesicht eines Menschen gesehen. Da schien alles zerfallen zu sein, jeder Muskel stand anders, die Augen waren weit geöffnet, und Nina schielte zur Seite. In Strömen lief der Schweiß über ihre Wangen.
Jorge hörte kaum, daß sie Luft holte, so schwach atmete sie.
»Rühr dich nicht!« hauchte er. »Du darfst dich auf keinen Fall rühren…«
Er redete und griff zu.
Dabei wunderte er sich über sich selbst, daß er seinen Arm vorschnellen ließ und die Schlange dicht hinter dem Kopf packte. Er drückte fest zu, und die Schlange biß ihn nicht.
Das Amulett schützte ihn. Er konnte mit den Schlangen umgehen.
Langsam zog er das Tier vom Hals seiner Begleiterin. Der trockene Körper glitt über ihre Haut. Nina gab ein Geräusch von sich, das an einen stöhnenden Atemzug erinnerte.
Dann schleuderte Jorge die Schlange zur Seite. Mit der linken Hand stützte er Nina ab, damit sie nicht fiel. Er beobachtete das Tier, als es sich über den Boden drehte und versuchte, sich irgendwo zu verkriechen.
»Sie hätte auf uns hören sollen!« sagte der Wirt.
Mit Nina im Arm drehte Jorge den Kopf. »Halt dein Maul, du

Panscher!« fuhr er den wesentlich älteren und auch stärkeren Mann an, der sich nicht rührte und tatsächlich den Mund hielt.

Nina aber weinte. Der Schock löste sich bei ihr. Jetzt wurde ihr noch einmal bewußt, was tatsächlich hinter ihr lag. Sie hatte eine kleine Hölle durchgemacht. Es würde länger dauern, bis sie diese überstanden hatte.

Jorge hatte sich vorgenommen, an ihrer Seite zu bleiben, und das würde er auch einhalten.

Er mußte sie auch weiterhin stützen, als sie die ersten Schritte ging. Wie ein Kleinkind, das laufen lernt, bewegte sie sich vor. An der Theke blieben sie stehen. Jorge hob den Weinbecher an und preßte ihn dem Mädchen gegen die Lippen.

»Du mußt trinken!« flüsterte er, als er den Becher kippte, sie den Mund öffnete und schluckte.

Der Wirt schaute zu. »Ihr kommt hier nicht raus. Das Schicksal hat die Weichen gestellt.«

»Du meinst Vasco?«

»Ja.«

Jorge überlegte, während sich Nina zum Glück wieder erholte. »Weißt du mehr über ihn?«

»Er ist mein Freund.«

»Dann besitzt du auch ein Amulett -oder?«

»Nein, das nicht.« Der Wirt hob die Schultern. »Wir haben auf das Amulett gewartet.«

»Also auf mich?«

»Sehr richtig.«

Jorge überlegte. »Vasco ist der Schlüssel«, flüsterte er. »Ich will ihn finden.«

»Deshalb bist du hier.«

»Es sieht so aus, als würdest du mehr wissen. Deshalb frage ich dich, ob du seinen Aufenthaltsort kennst.«

Der Kaschemmen-Besitzer bewegte den Kopf. »Ja, ich weiß, wo er steckt! Ich habe extra auf dich gewartet, um dich zu ihm zu führen.«

»Und wo ist er?«

Der Wirt streckte den rechten Arm aus und zeigte mit dem Daumen nach unten. »Es gibt nicht nur die äußere Altstadt, auch die Höhlen unter den Häusern. Sie sind groß und breit, haben oft eine Verbindung zum Meer und zum Fluß. In ihnen kann man sich die Jahre über verstecken, ohne gefunden zu werden.«

»Und da hockt Vasco?«

»Ja.«

Jorge überlegte. Er schaute auf das Amulett, das ihm der verräterische Mönch überlassen hatte. »Weshalb hat er es mir gegeben, als ich ihn sah?« fragte er.

»Du bist bestimmt, ihn und alle anderen zu erlösen. Meine Freunde, zum Beispiel.«

»Auch dich?«

»Nein, mich nicht. Ich bin so etwas wie ein Wärter und laufe außer Konkurrenz.« - Jorge nickte. »Verstehe.«

»Lange solltest du nicht mehr warten. Vasco braucht die Erlösung. Er will dich. Der Schlangenzauber muß wirksam werden. Es waren schon zwei Besucher hier, die ihn kennenlernen wollten.«

»Wer war es?«

»Fremde«, erwiderte der Wirt. »Sie kamen aus einem anderen Land. Aber sie waren nicht ungefährlich.«

»Wo sind sie jetzt?«

»Bei ihm. Zusammen mit meinen Gästen.«

»Dann gehen wir auch!« erklärte Jorge entschlossen. »Ich will ihn endlich sehen.«

»So meine ich das ebenfalls.« Der Wirt lächelte. »Ich werde euch nicht nur den Weg zeigen, sondern euch auch begleiten, sonst seid ihr womöglich verloren.« Er drehte sich um und winkte. »Kommt mit, die Kavernen von Lissabon warten.«

Auch Nina hatte seine Worte gehört. Sie hielt ihren Begleiter fest.

»Müssen wir wirklich mit?« hauchte sie. »Ist nicht schon genug Schreckliches passiert?«

»Das schon, aber du kommst hier nicht mehr raus.«

Sie lachte auf. »Wie bitter wird das Ende sein?«

»Ich hoffe, daß es nicht bitter ist.«

»Das sagst du nur so.«

Der Wirt hatte seinen Platz hinter der Theke verlassen und wartete bereits. »Laßt euch nicht zu lange Zeit. Die Sekunden werden allmählich kostbar.«

Jorge ging vor. Schon drei Schritte später blieb er stehen und starrte den Wirt an. »Ich will noch von dir wissen, was dort unten alles geschieht.«

»Du mußt es selbst sehen und erleben.«

»Ja, das werde ich.«

Der Wirt beugte sich vor. »Nur du, Junge, kannst ihn erlösen. Nur du. Er pendelt zwischen den Zeiten. Er ist ein Verbannter, der keine Ruhe findet. Mal taucht er in der Gegenwart auf, mal macht er die Vergangenheit zur Gegenwart. Dieser Zustand muß beendet werden. Und er kann auch beendet werden. Durch deine Hilfe.«

Jorge hatte mittlerweile bemerkt, welch eine Belastung auf ihm lag.

Seine Hände begannen zu zittern, mit der Ruhe war es vorbei. Er stand dicht vor dem Ziel und hatte praktisch eine Joker-Funktion zu erfüllen.

Konnte er das durchhalten? Zudem war er nicht allein. Er hatte das

Mädchen mitgenommen. Wegschicken konnte er sie nicht mehr, er fühlte sich für Nina verantwortlich.

Der Kaschemmen-Wirt stand bereits an einer Tür, die aus dem Schankraum führte. Es war der zweite Ausgang, und als sich die beiden jungen Menschen in Bewegung setzten, drückte er die in den Angeln knarrende Tür nach außen.

Doch Jorge blieb stehen. Die letzten Erklärungen des Mannes strömten noch durch seinen Kopf und verursachten einen rasanten Wirbel. »Eine Frage habe ich noch. In welch einer Zeit befinden wir uns?«

Der Mann hob die Schultern. »Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Die Zeiten wechseln hier schnell. Manchmal befinden wir uns in der Vergangenheit, dann wieder in der Gegenwart.«

»Hier ist Vergangenheit?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber die Lampen, die hier brennen. Es gibt wohl keinen Strom. Also können wir uns nur in der Vergangenheit befinden.«

Der Wirt hob die Schultern. »Wenn du meinst, möchte ich dir nicht widersprechen.«

Sie hielten sich nicht mehr länger in der Gaststätte auf. Auch Jorge wollte endlich Bescheid wissen, so folgten sie dem Wirt durch die Tür und betraten einen Gang, der düster war und an dessen Ende eine weitere Tür offenstand.

Dahinter lag eine breite, geschwungene Treppe, die in die Tiefe führte.

Über die Stufen huschte das rötlichschwarze Licht mehrerer Fackeln, so daß die alten Steine durch die tanzenden Reflexe aussahen, als würden sie sich bewegen.

Nina hielt sich dicht bei ihrem Begleiter. Sie hatte Angst, sie zitterte, das war zu spüren, und der junge Mann beruhigte sie mit wenigen Worten.

Er sprach davon, daß sie keine Furcht zu haben brauchte. Es würde alles klappen.

»Das Amulett schützt uns, glaub mir. Außerdem sind wir gekommen, um den anderen zu erlösen.«

»Ich kann es nicht glauben.«

»Laß dich überraschen.«

Der Wirt wartete bereits auf der dritten Stufe. Im Fackellicht wirkte er wie eine düstere Gestalt aus einem Horrorfilm. Und Horror konnte man auch hier empfinden.

Beide betraten sehr vorsichtig die Stufen. Nina hielt sich an Jorges Hand fest, während sie in die Tiefe stiegen.

Beide lauschten, hörten aber nur den kratzenden Klang ihrer eigenen Schritte.

Die Treppe war länger, als sie erwartet hatten. Je tiefer sie kamen, um so schlechter wurde die Luft. Sie schmeckte alt und modrig.

An der Steindecke über ihnen hatte sich die Feuchtigkeit zu Wassertropfen verdichtet, die sich nicht mehr halten konnten, nach unten fielen und auch sie trafen.

Bis der Wirt plötzlich stehenblieb, nach vorn deutete und wisperte: »Da sind sie!«

Beide blieben stehen, und beide staunten wie kleine Kinder, die vor dem Weihnachtsmann stehen.

Doch bei ihnen kam noch etwas hinzu. Es war das Gefühl der Angst, das den Rücken hochkroch…

***

Asmodis und Vasco!

Auf der einen Seite der stilisierte Teufel, auf der anderen ein Mönch, der seinen Glauben verraten hatte.

Beide paßten zusammen wie der Deckel und der Topf. Eine bessere Verbindung konnte es gar nicht geben. Aber einer von ihnen lebte, der andere bestand aus Stein oder aus versteinerten Schlangen.

Mir fiel ein, was in der Bibel stand. Die Schlange hatte den Menschen verführt. Seit dieser Zeit war sie dazu verflucht worden, auf dem Boden zu kriechen.

Sie war zum Sinnbild des Bösen geworden, zu einem Mythos, die dem Menschen Schlechtes wollte, und diese Legende hatte sich auch die Zeiten über gehalten.

Mir persönlich sind Schlangen nicht unsympathisch. Die Tiere müssen sein, man kann sie bewundern, wenn sie sich lautlos und geschmeidig bewegen, aber in Verbindung mit gefährlicher Magie wurden sie zu Boten der Hölle, zu Dienern des Teufels.

Wie auch jetzt.

Die übrigen Gäste hielten einen respektvollen Abstand, nur Diaz war näher an die beiden herangetreten. Er betrachtete den Thron sehr genau und strich mit beiden Händen über die versteinerten Schlangenkörper, deren erstarrte Köpfe sich in alle Richtungen gedreht hatten.

Was bedeutete das?

Ich blickte am Thron vorbei und suchte einen Ausgang. Dort, wo der Fackelschein soeben noch hindrang, sah ich die beiden Toten. Die Männer hatten sie mitgeschleppt und zur Seite gelegt. Ob sie eine magische Bedeutung hatten, war mir noch nicht klar.

Auch der auf dem Thron sitzende Mönch mit der Schlangenhand bewegte sich nicht. Er atmete nicht, er sprach nicht. Er glich selbst einer Figur, die jemand entworfen hatte.

Diaz sprach mich an. »Jetzt siehst du Vasco, den Mönch mit der

Schlangenhand!«

»Ja«, antwortete ich rauh. »Ich sehe ihn. Aber ich weiß nicht, was es zu bedeuten hat.«

Diaz zog ein ungläubiges Gesicht. »Weißt du nichts über den Teufel? Hast du nicht gehört, daß er als Schlange aufgetreten ist?«

»Das kenne ich.«

»Dann brauchst du dir die Schlangen nur anzusehen. Sie sind der Teufel. In jeder einzelnen steckt der Geist der Hölle, den Vasco heraufbeschworen hat.« Diaz deutete auf die Schlangenhand. »Das ist sein Zeichen. Der Satan hat ihn für alle Zeiten mit der Schlangenhand versehen. Er sorgt dafür, daß jeder erkennen kann, zu wem er gehört. Er hat sich damals entscheiden müssen und sich auch entschieden.«

»Wann war das?«

»Vor über 200 Jahren.«

»Und was passierte dort?«

Diaz lächelte. »Ich bin nicht dabeigewesen, ich kann es dir zwar sagen, aber…«

»Lebst du nicht schon so lange?« erkundigte ich mich.

»Ja.«

»Dann kannst du berichten.«

Diaz sah sich um. Niemand hatte einen Einwand. Auch auf dem Thron rührte sich nichts. Er nickte bedächtig. »Ja, ich werde dir sagen, was ich weiß. Vasco, der Mönch, gehörte zu den Menschen, die andere bekehren sollten. Er hielt sich auf den Schiffen auf. Er war ein Pfarrer für die Meere. Aber er kehrte eines Tages nicht mehr ins Kloster zurück, weil er eine Begegnung mit dem Teufel hatte und dieser ihn von den Kräften der Hölle überzeugen konnte.«

»Kam der Satan als Schlange?«

»So ist es. Der Mönch war sehr gläubig, und der Teufel konnte ihn nur überzeugen, indem er sich ihm in der Gestalt der berühmten Schlange näherte. Die beiden schlössen einen Pakt. Vasco schwor seinem Glauben ab, aber er führte seine Arbeit nach wie vor durch. Auf unser Schiff kam er als Mönch, ohne daß wir wußten, wer er tatsächlich war. Später, auf hoher See, erfuhren wir es. Da zeigte er uns, wie nahe ihm die Hölle stand. Er zog seine Handschuhe aus und ließ uns die Schlangenhand sehen, die ihm der Satan gegeben hatte. Das Zeichen der Hölle. Für uns war es ebenfalls zu einem Zeichen geworden. Von nun an vertraten wir den Teufel und hatten Glück.«

»Wieso?«

»Wir fuhren als Piraten, griffen andere Schiffe an, kaperten sie und holten Kostbarkeiten aus ihren Bäuchen. Das ging so lange gut, bis wir auf eine spanische Galeere stießen, die ebenfalls Gold geladen haben sollte. Das stimmte auch, aber wir fanden noch etwas anderes. Es lag in einer Kiste, die sehr schwer war. Wir holten sie an Bord, und nur

Vasco durfte sie öffnen. Er tat es.« Diaz schüttelte den Kopf, bevor er eine Frage stellte. »Wißt ihr, was sich in der Kiste befand?«

»Nein«, antwortete ich.

»Bestimmt etwas, das er nicht verkraften konnte«, fügte mein Freund Suko hinzu.

»Ja, er holte es hervor, und ich höre heute noch seine Schreie über das Deck gellen, so schlimm war es. Was wir gefunden hatten, war nichts anderes als eine«, das folgende Wort schrie er uns ins Gesicht, und wir merkten, wie sehr er den Gegenstand haßte, »Monstranz!«

Schon immer hat der Kampf zwischen Gut und Böse getobt. Nicht nur auf ritueller Ebene, sondern auch bei den Dingen, die einfach zu den beiden Seiten gehörten.

Man konnte sie als Hilfsmittel oder Unterstützung bezeichnen. Eine Monstranz war etwas ungemein Wertvolles, für viele Menschen etwas Heiliges. Daß ihr Anblick den Teufelsdiener geschockt haben mußte, konnte ich mir vorstellen.

Ich wollte mehr wissen und fragte deshalb: »Was geschah weiter, als er die Monstranz fand?«

Diaz breitete seine Arme aus, als wäre er derjenige, der sie gefunden hatte. Der Fackelschein umspielte ihn und ließ ihn aussehen wie eine Schauergestalt. »Er schleuderte sie weg. Ja, er warf sie über das Deck, aber sie fiel nicht ins Wasser. Sie blieb an der Bordwand liegen. Wir hörten sein Schreien aus der Koje, aber keiner von uns traute sich, ihm zu helfen. Wir hatten Furcht davor, die Monstranz anzufassen. Und so blieb sie auf dem Deck liegen, während wir die Fahrt fortsetzten. Wind kam auf, er trieb uns voran, aber unser Schiff war verflucht. Der Wind verstärkte sich zum Orkan. Die Segel zerfetzten wie Papier. Wir alle fürchteten uns und fühlten uns als Verfluchte. Wie das Schiff auch kämpfte und schaukelte, keine Welle schaffte es, die Monstranz über Bord zu schleudern. Sie blieb unser Begleiter und Unglücksbringer, so haben wir es alle gesehen. Und wir riefen nach Vasco, der schließlich kam, sich gegen die Gewalten anstemmte und nach dem Teufel schrie. Der zeigte sich auch. Sein Gesicht erschien im letzten Segel, das noch stand. Wir baten ihn um Hilfe, aber umsonst. Er konnte die Kraft der Monstranz nur abschwächen. Wir aber waren gezwungen, als Menschen zu leben, die nicht sterben konnten. Wie dem Fliegenden Holländer erging es uns. Wir segelten über die Meere, verschwanden mal, tauchten wieder auf, aber wir konnten nichts mehr tun. Vasco befand sich immer bei uns. Er versuchte alles, um den Fluch zu brechen. Er nahm sogar Kontakt mit dem Teufel auf. Der sprach von einer Erlösung des Fluchs. Er riet dem Abtrünnigen, sich ein Amulett herzustellen mit der Schlange als Abbild. Als Schlange war ihm der Teufel erschienen, eine Schlangenhand hatte Vasco bekommen, die Schlange sollte ihm helfen. Und so schloß sich der Kreis.«

Diaz schwieg. Er hatte viel geredet und sich zum Teil verausgabt. Vielleicht wollte er auch nicht mehr, aber ich ließ nicht locker. »Wie war das mit dem Amulett?«

Diaz hob den Kopf. »Er hat es hergestellt und es mit dem Zauber der Hölle versehen können. Dann mußte er es in die kochende See werfen, und er mußte nun so lange warten, bis es gefunden wurde. Erst dann konnten er und ich erlöst werden.«

»Wurde es gefunden?« hakte ich nach.

»Ja, es wurde gefunden«, flüsterte er. »Es ist gefunden worden!« rief er plötzlich.

»Dann zeig es uns!«

»Nein. Derjenige, der es fand oder dem es zugespielt wurde, muß hierherkommen und es Vasco persönlich überreichen. Erst dann läßt sich der Bannfluch löschen, der über ihm liegt. Erst dann, Sinclair, vorher nicht.«

»Was ist denn mit euch gewesen? Auch ihr seid Verfluchte.«

»Ja, wir leben, obwohl wir hätten tot sein müssen.«

»Aber nicht mehr auf eurem Schiff?«

»Nein, wir verschwanden zwischen den Zeiten. Manchmal kehrten wir wieder zurück. Da konnte es geschehen, daß wir einfach ein Schiff in Besitz nahmen, wenn es unser würdig war.«

»Erkläre das genauer«, sagte Suko.

»Jedes Schiff, das über die Meere fährt, hat eine bestimmte Ausstrahlung. Für Menschen oft nicht zu bemerken, aber wir konnten es feststellen. Wenn wir so ein Schiff gefunden hatten, nisteten wir uns darauf ein und töteten die Besatzung.«

»So war es auch auf dem Kahn, der im Hafen liegt und den wir untersucht hatten.«

»Richtig, so war es. Wir spürten eine böse Aura. Wir wußten, daß derjenige, dem das Schiff gehörte, auch von der Schwarzen Magie lebte und mehr wollte. Er hat es für seine Pläne gebraucht, wir benutzten es für unsere.«

»Was hatte es geladen?«

»Waffen.«

»Normale?«

»Natürlich. Wir hätten es an sein Ziel gebracht.«

»Und wo befindet sich die normale Besatzung?«

Nach dieser Frage bewies Diaz mir, wie grausam er und seine Gruppe wirklich waren. »Die See ist tief. Sie hat bisher noch alles gefressen, was man ihr gegeben hat. Auch Menschen oder die Besatzung eines Schiffes. Sie liegen alle auf dem Grund des Meeres. Der Sieg aber ist unser. Jeder von uns spürt, daß die Zeit der Erlösung nahe ist. Wir werden vom Bann befreit, den einst diese Monstranz über uns gelegt hat. Das Amulett wurde gefunden, wir können wieder leben.«

»Oder zu Staub zerfallen!« erklärte ich.
Diaz trat einen Schritt vor. Er trug eine alte Pistole im Gürtel und legte seine Hand auf den Griff. »Wie kannst du so etwas behaupten?« schrie er mich an.
»Weil ich Möglichkeiten besitze, eurem schaurigen und grausamen Treiben ein Ende zu bereiten.«
Diaz lachte mich an. Er hatte sein Maul weit aufgerissen. Ich glaubte sogar, den Hauch von Moder zu riechen. Unmöglich war es ja nicht. Diese Wesen lebten seit 200 Jahren, aber sie fürchteten sich vor Dingen, die mit der christlichen Relegion zusammenhingen, wie das Beispiel der Monstranz gezeigt hatte.
Wie würden sie erst reagieren, wenn sie das Kreuz sahen, das ich bei mir trug?
Meine Hand näherte sich der Brust. Ich brauchte die Finger nur in den Hemdausschnitt zu schieben, um meinen Talisman hervorzuholen. Suko wußte ebenfalls, was ich plante. Wahrscheinlich, würde er sich auf seine Dämonenpeitsche verlassen.
Beide hatten wir unsere Waffen noch nicht gezogen, als etwas anderes passierte. Durch die Gestalt des Mönchs ging ein Ruck. Jeder sah es, und jeder bekam mit, wie er sich erhob.
Diaz aber schrie die Erklärung heraus.
»Das Amulett!«
Er hatte bei seinem Schrei an uns vorbeigeschaut, so daß Suko und ich uns umdrehten.
Auf der Treppe standen drei Personen.
Fast am Ende, auf der vorletzten Stufe, sah ich den Wirt der Kaschemme. Hinter ihm aber, vom Fackelschein umspielt, hielten sich ein Junge und ein Mädchen auf.
Beide waren noch keine zwanzig Jahre alt. Aber der Junge war der Bote, denn in seiner rechten Hand hielt er das von allen ersehnte Amulett…

***

Wenn ich etwas verändern wollte, mußte ich auch ihn vernichten. Aber konnte ich das riskieren oder übers Herz bringen, ein Kind zu töten?
Nein, nicht mit mir. Dieser Junge mußte in den teuflischen Bannkreis hineingeraten sein, wahrscheinlich ohne etwas dafür zu können. Eine Möglichkeit gab es. Vielleicht gelang es mir, ihm das Amulett aus der Hand zu reißen.
Bevor ich mich näher mit ihm beschäftigte, sah ich mich in der Umgebung um.
Die übrigen Typen hatten auf den Jungen gewartet. Ihre Blicke waren auf ihn gerichtet. Spannung loderte in ihren Augen, und der

Mönch auf dem Schlangenthron bewegte sich ebenfalls, denn er ging einen kleinen Schritt vor.

Suko schielte mich von der Seite an. Ich kannte den warnenden Blick, den er mir zuwarf. Ich mußte mich vorsehen.

Der Junge ging weiter. Er stand unter Streß, das war ihm deutlich anzusehen. Bei jedem Schritt, den er ging, zitterten seine Beine.

Einmal sah es so aus, als würde er fallen, aber er hielt sich noch. Und das Mädchen ebenfalls. Wahrscheinlich war die Kleine auch ohne ihr Zutun in diese gefährliche Lage hineingeraten. Jetzt schwamm sie einfach mit, ohne eine Chance zu haben, sich aus dieser Lage wieder zu befreien. Der Fackelschein spiegelte sich in ihren unruhigen Augen wider. Er verwandelte die Pupillen in kleine, tanzende Kreise. Als sie nach dem Arm des Jungen greifen wollte, löste er die ihn schon berührenden Finger mit einer unwilligen Bewegung.

Für mich stand fest, daß er mittlerweile in den Bann dieses Mönchs geraten war.

Auch in die Zuschauer war Bewegung geraten. Die Piratenmeute zog sich zusammen.

Der Junge stand jetzt auf der vorletzten Stufe. Er grinste dem Wirt verzerrt zu, bevor er die letzte Stufe hinter sich ließ und das Mädchen mit sich zog.

Ich schätzte die Entfernung ab.

Vielleicht noch zwei Yards, dann befand er sich auf meiner Höhe. Suko ahnte, daß ich ihn angreifen würde. Er zog bereits die Dämonenpeitsche hervor, um sie auszufahren.

Ich tastete nach dem Kreuz und spürte dessen Wärme. Okay, es konnte klappen.

Noch einen Schritt ging der Junge vor. Diaz war zur Seite getreten, damit der Ankömmling einen freien Blick auf Vasco hatte, der vor seinem Schlangenthron stand.

Unerträglich wurde die Spannung. Der Junge hatte seinen Arm ausgestreckt. Auf der Handfläche lag das Amulett mit der Schlange, das ich jetzt genauer erkennen konnte.

Sehr deutlich hob sie sich von dem Gestein ab. Wenn mich nicht alles täuschte, bewegte sie sich sogar.

Noch wartete ich.

Ob die anderen mich beobachteten oder nicht, war mir in diesem Augenblick egal.

Ich wollte den Jungen.

Seine Begleiterin schien gespürt zu haben, was sich hier zusammenbraute. Sie war etwas zurückgeblieben, so würde sie uns wenigstens nicht stören. Doch sie machte einen Fehler und ging in dem Augenblick vor, als ich startete.

Auch Vasco handelte.

Ich konnte meinen Sprung nicht mehr bremsen, sah noch, daß sich Suko ebenfalls bewegte und die Dämonenpeitsche aus dem Gürtel riß.

Im selben Moment huschte etwas sehr dicht an meinem Gesicht vorbei.

Fast hätte es mich noch berührt, aber es war nicht auf mich gezielt, sondern auf das Mädchen.

Während vier Schlangen gegen ihr Gesicht klatschten, sie gellend aufschrie, prallte ich gegen den Jungen und kippte mit ihm zusammen auf den harten Steinboden…

***

Der Schrei begleitete mich, doch ich durfte mich nicht um ihn kümmern.

Andere Dinge waren wichtiger.

Das Amulett lag nicht mehr auf der Handfläche des Jungen. Als er aufschlug, war es ihm von den Fingern gerutscht, vielleicht hatte er es auch weggeschleudert, jedenfalls war es so weit gefallen, daß ich nicht mehr herankam.

Ich hätte aufstehen und hinhechten müssen, aber das war nicht möglich, da sich der Junge an mir festklammerte. Er riß an meiner Kleidung, schrie und schimpfte, hielt mich, und ich mußte hart eingreifen. Mit der rechten Faust schlug ich zu, bevor ich wieder in die Höhe zuckte, mich drehte und sah, daß sich Suko ebenfalls in voller Aktion befand. Er hatte die Dämonenpeitsche nicht nur gezogen, sondern auch einmal einen Kreis über den Boden schlagen können.

Drei Riemen waren aus der Öffnung gerutscht, und alle drei hatten getroffen.

Sie waren gegen die Gestalt dieses Piratenführers Diaz geklatscht, der dieser starken magischen Kraft nichts entgegensetzten konnte, denn er rutschte aus und begann damit, sich auf eine schreckliche Art und Weise zu verwandeln.

Plötzlich bewegte sich sein Körper von innen. Zahlreiche kleine Schlangen, kaum größer als Würmer, drangen aus seiner Nase, dem Mund, den Ohren, sie wimmelten plötzlich überall, trieben ihm die Augen aus dem Kopf, als er röchelnd zusammenbrach und liegenblieb.

Die Umrisse seines Körpers verformten sich. Die Schlangen wanderten regelrecht, sie fraßen ihn, sie saugten ihn aus, sie machen aus ihm ein Wesen, das nicht mehr als Mensch bezeichnet werden konnte.

Es blieben auch keine Schlangen zurück, sondern nur eine grüngraue, klebrige Masse, die mich an Asche erinnerte. Auf dem feuchten Steinboden blieb sie haften.

Der Tod eines Dieners.

Aber Suko schlug nicht weiter. Ich hatte inzwischen mein Kreuz hervorgeholt und tastete schon nach der Beretta, als mir die starre Haltung meines Freundes auffiel.

Auch ich drehte mich um. Die untoten Piraten brauchten nicht einzugreifen. Es gab einen anderen Grund für Suko, der ihn so handeln ließ.

Das Mädchen.

Der Mönch mit der Schlangenhand hatte es erwischt. Die schmalen grünen Schlangen hatten sich um den schlanken Körper gewickelt. Sie hielten auch die Arme umfaßt und hatten eine so große Kraft, daß sie das Mädchen an den Thron heranziehen konnten.

Zwar stemmte sie sich verzweifelt dagegen, aber sie war machtlos. Dann hatte der Mönch sie.

Mit seiner anderen Hand, die von einem Handschuh verborgen war, packte er zu und legte sie um die Kehle seiner Geisel. Er sprach dabei kein Wort, aber wir wußten auch so, was er meinte. Wenn wir das Mädchen befreien wollten, würde er uns vernichten.

Er hielt sie nur fest.

Die gesamte Szene war erstarrt. Ich überlegte, ob es der Geisel etwas half, wenn ich mein Kreuz aktivierte, aber das konnte auch das Gegenteil bewirken.

Vielleicht zerstörte ich beide Körper.

Diaz war vernichtet, der Wirt aber stand auf der Treppe und lachte leise, bevor er in die gespenstische Stille seine Worte flüsterte: »Er ist einfach zu stark. Kein Mensch kann gegen ihn gewinnen. Er ist besser, er ist mächtiger, er ist stärker. Ich wußte es, ich habe es wieder erlebt…«

Niemand gab ihm eine Antwort. Jeder von uns wartete darauf, was dieser Vasco vorhatte.

Noch tat er nichts. Aber er richtete seinen Blick auf den am Boden liegenden Jungen. Und der wußte Bescheid. Möglicherweise hatte er einen telepathischen Befehl vernommen, jedenfalls kroch er vor und griff nach dem Amulett.

»Laß es liegen!« Meine Stimme peitschte durch die große Höhle.

Er hörte mich, drehte den Kopf. Im Fackelschein glänzte sein Gesicht schweißnaß und war von einer rötlichschwarzen Farbe überzogen.

Gleichzeitig vernahm ich das ferne Brausen, als würde ein Gewitter heranziehen, aber ich maß diesem Geräusch noch keine Bedeutung bei.

Trotz meines Befehls griff der Junge zu.

Da schoß ich.

Es war ein Risiko, okay. Vielleicht erwischte ich auch seine Hand. Das mußte ich einfach riskieren. Aber die Kugel jagte dicht vor seinen zupackenden Fingerspitzen in den Stein und sirrte als

plattgeschlagener Querschläger davon.
Als hätte er sich die Finger verbrannt, so hastig zog er die Hand zurück.
Doch Vasco wollte sein Amulett. Wir hörten ihn stöhnen, er verstärkte den Griff, und gleichzeitig schrie das Mädchen schmerzerfüllt auf. Er bog dabei ihren Kopf zurück, der Schrei hallte gegen die Decke und verebbte nur allmählich.
»Ich würde nichts mehr unternehmen!« hörte ich die Stimme des Wirts.
»Gar nichts mehr, verstanden?«
Mein Kommentar blieb aus. Ich wußte ja selbst, daß wir am kürzeren Hebel saßen.
Sekunden verstrichen. Wenn ich die Legende richtig verstanden hatte, konnte Vasco das Amulett nicht an sich nehmen. Ein Bote mußte es ihm bringen. Diese Symbolik sollte wahrscheinlich die Verbindung zwischen der Hölle und der Menschheit dokumentieren. Manchmal kann Schwarze Magie recht große Umwege gehen und auch ziemlich kompliziert sein.
Also nahm er einen neuen Anlauf. Diesmal stieß seine Hand rasend schnell vor. Er packte das Amulett, mußte nur noch aufstehen und auf den Thron zulaufen.
Ich schoß nicht!
Dafür griff das Schicksal ein. Das Rauschen hatte ich schon vernommen.
Innerhalb weniger Sekunden steigerte es sich zu einem gewaltigen Donnern und Tosen.
»Die Flut kommmttt…« Der Wirt brüllte den Satz, machte auf dem Absatz kehrt und rannte die Stufen der langen Treppe hoch.
Gegen Menschen und Dämonen hatten wir immer eine Chance, aber nicht gegen die Gewalten einer unberechenbaren Natur. Die würden uns rücksichtslos zerstören. Zudem trennten sie auch nicht, wenn sie einmal in Fahrt waren, die Spreu vom Weizen.
Wir würden alle vernichtet.
Wenigstens wir Menschen.
Und das wollte ich verhindern.
In diesem Augenblicken war es mir egal. Ich startete und rannte mit langen Sätzen auf den Jungen zu, der seinen Herrn und Meister noch nicht erreicht hatte.
Konnte ich es noch schaffen?
Ja, ich war schneller, hielt noch in einer Hand mein Kreuz, das ich ihm entgegenhielt. Seine Schlangenhand zuckte zurück, als es mir gelang, den Jungen zu packen und ihn herumzuschleudern.
Auch die übrigen Piraten wurden aktiv. Sie wollten mich angreifen, aber da war Suko mit seiner Peitsche. Er schlug in die Masse hinein.

Zudem feuerte er hin und wieder eine Kugel aus seiner Beretta ab, und ich hatte freie Bahn.

Mit der rechten Hand hielt ich Jorge fest, mit der linken wollte ich mir das Mädchen holen, was leider nicht mehr klappte, denn hinter dem Thron, gar nicht mal weit entfernt, wuchs eine schäumende, donnernde, rauschende und alles mit sich reißende Flut aus Wasser in die Höhe.

Wenn die mich erreichte, war es aus.

Jemand schrie. Für mich war die Flucht mit dem Jungen lebenswichtig.

So wirbelte ich herum und rannte mit gewaltigen Sätzen auf die rettende Treppe zu.

Zum Glück bewegte sich der Halbwüchsige nicht. Ich schleifte ihn einfach weiter und drehte mich auch nicht um.

Ich holte aus meinem Körper heraus, was eben möglich war. Keuchend und mich dabei vorwerfend jagte ich auf mein Ziel zu, während hinter mir die Hölle los war.

Suko hatte die Treppe bereits erreicht, lief aber nicht weiter. Er wartete auf uns.

Wenn ich jetzt stolperte, war es vorbei.

»Schneller…!«

Ich hatte Sukos Schrei vernommen. Er kam mir jetzt entgegen. Bis zur Treppe war es nur noch ein Schritt. In meinem Rücken spürte ich bereits die Kühle des Wassers. Erste Gischtwolken erreichten mich und legten sich über mich wie große Schleier.

Ich gab nicht auf.

Die erste Stufe übersprang ich, landete auf der zweiten, als der Junge sich plötzlich wehrte, aber da hatte der kräftige Suko schon zugegriffen und ihn mir entrissen.

So konnte ich besser rennen.

Suko lief trotzdem noch vor mir. Ich sprang höher, dann spürte ich den mörderischen Hieb im Rücken. Das Wasser hatte mich erreicht. Mitten im Sprung packte mich die Panik. Eine Welle stürzte über mir zusammen, ich hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren, aber ich schaffte es, mich auf den Beinen zu halten, erreichte die nächste Stufe, die übernächste ebenfalls, auch die folgende, rutschte erst dann aus und kroch höher, während ich keine Luft mehr bekam, weil mich die Wand aus Wasser packte.

Die Wellen stiegen hoch. Zum Glück blieb die obere Hälfte der Treppe frei. Dort standen Suko und der Junge. Sie warteten auf mich, der ich auf allen vieren höher kroch.

Der Junge saß auf der Stufe und starrte ins Leere. Seine Hände hielt er gegen die Ohren gepreßt.

Suko kam mir entgegen und streckte seinen Arm aus. Er packte

meine Hand und zog mich, klatschnaß, wie ich war, in die Höhe. Ich taumelte zur rechten Wand und stützte mich ab. Das mußte einfach sein, denn ich hatte verflucht weiche Knie.

Suko nickte mir zu. In der Nähe brannten noch zwei Fackeln. Die anderen weiter unten waren von den Wassermassen gelöscht worden.

»Was haben wir erreicht, John?«

»Verdammt wenig.«

»Vasco hat es erreicht.«

»Ja, er ist weg.«

Wir schwiegen, weil wir beide erst zu Atem kommen mußten. Genau fünf Stufen von uns entfernt brodelte und rauschte das Wasser. Die Wellen schwappten noch nach. Es würde lange dauern, bis sie sich beruhigt hatten. Und die Schlangenhand würden wir wahrscheinlich irgendwo in der Tiefe finden, falls sie nicht von einer entgegengesetzten Strömung wieder aus der Höhle gerissen worden war.

Ich griff in die Tasche und holte das Amulett hervor. Das hatte ich nicht weggegeben.

Suko nickte, als er es sah. »Unser Trumpf, nicht wahr?«

»Meine ich auch.«

»Okay, aber packen wir ihn?«

Mein Blick fiel über die gurgelnde Wasserfläche. »Hier bestimmt nicht mehr.«

»Ein Typ wie er kann wohl kaum ertrinken.«

»Das meine ich nicht, er wird sich verzogen haben und auf eine günstige Gelegenheit warten.«

»Das kann stimmen.«

»Unser Trumpf ist der Junge. Der weiß sicherlich mehr. Falls er den Mund aufmacht…«

»Und wenn nicht?«

»Ich werde ihn schon dazu bringen. Denk an das Mädchen, das zu ihm gehört hat. Sie ist bestimmt seine Freundin gewesen. Gern wird er sie nicht in den Klauen des Mönches wissen.«

»Sie ist nicht meine Freundin gewesen.«

Der Junge redete endlich. Er sprach ein schlechtes Englisch. Seine Hände ließ er fallen. Aus trüben Augen schaute er uns an.

Ich ging zu ihm. »Komm mit nach oben!«

»Nein, laßt mich!«

Störrische Typen konnte ich nicht gebrauchen. Deshalb griff ich in sein nasses Hemd und riß ihn auf die Füße. Er stand taumelnd da, streckte seine Hand aus und wollte nach mir schlagen. Ich hielt ihn fest. Auch zu seiner eigenen Sicherheit, sonst wäre er noch gefallen und hätte sich wer weiß was aufschlagen können.

Er wurde von mir auch nicht mehr losgelassen, als wir den Rest der

Treppe hochgingen.

Der Weg war uns bekannt. Wir mußten zwei Türen aufstoßen, um die Kaschemme zu erreichen.

Sie war leer.

Noch immer drehte sich der müde Ventilator. Die Kerzen gaben ihren flackernden Schein ab. Öllampen produzierten Licht und Schatten. Ich drückte den Jungen auf einen Stuhl, der nicht weit von der Theke entfernt stand.

Suko war an die Tür getreten und schaute nach draußen. Ich ging einige Schritte auf ihn zu und drehte dem Jungen den Rücken zu. »Ist die Zeit wieder normal?« fragte ich ihn.

»Ja, ich glaube schon. Die Magie des Verfluchten scheint nicht mehr die Kraft zu haben.«

»Zum Glück.«

Keiner von uns blickte zurück, deshalb sahen wir auch nicht, was hinter uns geschah. Vielleicht hätten wir mißtrauisch werden sollen, als wir den Wirt nicht gesehen hatten, aber man kann nicht an alles denken.

Dafür hatte er die Gunst der Minute genutzt. Hinter seiner Theke hatte er sich verborgen gehalten. Als er sich jetzt hervorschraubte, war zunächst nur sein schweißüberströmtes Gesicht mit dem verzerrten Mund zu sehen.

Ein Arm erschien, eine Hand ebenfalls.

Und die hielt etwas.

Es war eine Machete!

Der Wirt befand sich schräg hinter dem Jungen, so daß dieser ihn nicht sehen konnte, aber er sah einen Schatten, und der zeichnete die Machete genau nach.

Der Junge starrte sie an. Er begriff es noch nicht so ganz, doch als der Wirt einen Arm hob, wanderte auch der Schatten mit und näherte sich der Gestalt des Halbwüchsigen.

Jorge schrie auf.

Wir hörten den Schrei, wirbelten herum und taten innerhalb einer Sekunde das gleiche.

Die Berettas schienen uns von selbst in die Hände zu springen, so schnell zogen wir sie.

Wir wären trotzdem zu spät gekommen, hätte der andere nicht noch genau maßgenommen.

So peitschten unsere beiden Schüsse auf, die sich anhörten wie einer.

Beide Kugeln trafen. Sie schleuderten den Wirt herum, sein Arm mit der Machete machte die Bewegung noch mit, und es sah so aus, als würde er den Jungen trotzdem köpfen.

Doch die Kraft war nicht mehr da. Als der Wirt zusammenbrach, verlor er die Waffe.

Sie fiel und berührte noch mit ihrer Schneide den Arm des Opfers, wo sie den Stoff auftrennte und auf dem Oberarm einen langen blutigen Streifen hinterließ. Mehr passierte nicht.

Dennoch hatte unser Schützling einen Schock erlitten. Wir ließen ihn schreien und liefen dorthin, wo der Wirt lag.

Es hatte ihn voll erwischt. Beide Kugeln waren ihm in die Brust gedrungen. In seinem Körper steckte kein Funken Leben mehr.

Ich lud meine Waffe nach, während Suko den Kopf schüttelte. »Wie kann man nur so dumm sein«, flüsterte er.

»Da sagst du was.«

Dann kümmerte ich mich um den Jungen. Er blutete aus einer Fleischwunde am Arm. Sie war nicht besonders tief, aber sie schmerzte sicherlich. »Ihr habt mir das Leben gerettet!« flüsterte er.

»Ja. Wie heißt du eigentlich?«

»Jorge.« Er sprach geistesabwesend. »Ich muß euch dankbar sein, weil ihr mir das Leben gerettet habt. Aber ich muß auch ihm dankbar sein. Ohne ihn wäre ich nicht.«

»Meinst du den Mönch?«

»Ja.«

»Erzähle.«

Er sah mich aus großen Augen an. Dann begann er zu berichten. Diese Zeit mußten wir ihm einfach lassen. Wir waren davon überzeugt, daß wir die Schlangenhand auch noch eine halbe Stunde später packen konnten. Nur wußten wir noch nicht, wo und wie das geschehen konnte.

Vielleicht half uns Jorge.

Wir hörten gespannt zu und schüttelten hin und wieder den Kopf. So hatten wir uns das allerdings nicht vorgestellt. Diesem Teufel war es tatsächlich gelungen, die Dankbarkeit eines noch nicht erwachsenen Menschen für seine Zwecke auszunutzen.

Ich kam noch einmal auf das Mädchen zu sprechen, dessen Name Nina war. »Also ist sie nicht deine Freundin gewesen?«

»Nein.«

»Aber du magst sie?«

Er senkte den Blick, als würde er sich für seine Gefühle schämen. Dann sagte er leise: »Ja, ich habe sie gemocht. Sie wollte mich zwar überfallen, aber das ist vorbei.«

»Dann willst du sicherlich auch, daß wir sie finden?« fragte ich weiter.

»Eine Tote?«

Ich hob die Schultern. »Es ist nicht gesagt, daß sie tot ist. Vielleicht hat der Mönch sie als seinen Trumpf behalten. Wer kennt schon seine Pläne.«

»Nein, er wird sie getötet haben.«

»Er braucht aber das Amulett.«
»Das hat er längst«, erwiderte Jorge deprimiert.
Ich griff in die Tasche und holte den Gegenstand hervor. »Irrtum, mein Junge, hier ist es.«
Jorge drehte den Kopf und blickte staunend auf das Amulett, das ich in meiner Hand hielt. »Ja, ja, Sie haben es.«
»Genau.«
»Und jetzt?«
Mein Lächeln fiel hinterlistig aus. »Wir können dieses Amulett gegen ihn einsetzen. Zumindest werden wir den verfluchten Mönch damit locken. Was meinst du?«
»Ob das geht?«
»Versuchen wir es.«
Er stand auf und ging an die Theke. Dabei vermied er es, den toten Wirt anzuschauen. »Ich weiß ja auch nicht, Wo er ist. Er wird bestimmt nicht zu uns kommen, auch wenn wir das Amulett haben.«
»Wenn er nicht kommt«, sagte Suko, »müssen wir eben zu ihm gehen. So einfach ist das.«
Jorge drehte sich um. Sein Gesicht glänzte noch immer naß im Schein der Öllampen. Die Hände hielt er zu Fäusten geballt. »Wo sollen wir denn hingehen? Das weiß niemand.«
»Vielleicht doch. Gab es nicht eine bestimmte Stelle am Strand, wo du ihm begegnet bist?«
Jorge blickte Suko an. »Ja, das ist mein Lieblingsplatz. Da habe ich ihn zum erstenmal gesehen.«
»Und genau dort wollen wir hin.«
Jorge wandte den Kopf und schaute mich an, als könnte er dem Inspektor nicht glauben.
Ich nickte. »Suko hat recht.«
Der Junge war durcheinander. Wir ließen ihm die Zeit, sich zu beruhigen.
Er knetete seine Hände, die Lippen bewegen sich, manchmal verzog er auch das Gesicht, wenn der Schmerz in seiner Wunde wieder aufflammte.
»Ich… ich weiß nicht so recht!« flüsterte er.
»Was stünde dagegen?«
»Er kommt bestimmt nicht mehr.«
»Er will das Amulett. Noch ist er ein Gefangener zwischen den Zeiten. Er hat das Amulett als Sicherheit für ihn geschaffen. Es muß ihm von einem Boten überbracht werden.«
»Und wenn ich es tatsächlich mache?«
»Schlagen wir zu.«
»Aber Nina…«
Ich holte tief Luft. »Wir müssen dieses Risiko einfach eingehen«,

erklärte ich.

»Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn ich schuld an ihrem Tod sein sollte.«

»Soweit ist es noch nicht.«

Er ging zur Tür und blieb zwei Schritte davor stehen. »Ja«, sagte er dann und nickte sich selbst zu. »Ich mache es. Ich bringe euch dorthin, wo ich die erste Begegnung mit ihm hatte. Noch ist es Nacht, so sieht uns wenigstens keiner.«

Suko und ich waren froh, daß er so reagierte. Als wir mit Jorge zusammen die alte Hafenkaschemme verließen, sahen wir, daß er weinte…

***

Die Luft am Strand war kühler. Hinzu kam unsere feuchte Kleidung, so daß wir froren. Wir hatten den Jungen zwischen uns genommen, und der Hafen lag mit seiner Altstadt hinter uns. Mitternacht war längst vorbei, selbst in den Vergnügungsgassen der Altstadt war Ruhe eingekehrt.

Die Stille wurde später vom Rauschen des Meeres abgelöst. Dieser Teil der Küste, über den wir uns bewegten, wurde von keinem Touristen besucht. Es war einfach nicht die Gegend dafür. Der Strand war viel zu felsig. Zudem gab es hier auch kein Hinterland. Je weiter wir gingen, um so höher wurden hinter uns die Hügel aus Felsen.

Je mehr wir uns dem Ziel näherten, um so nervöser wurde Jorge. Des öfteren schielte er auf die anrollenden Wellen, um dort die Gestalt zu suchen, auf die wir warteten.

Sie zeigte sich nicht.

Nur das Meer rollte mit einer stetigen Gleichmäßigkeit heran. Wir hatten mit Jorge auch über die Höhlen gesprochen und dabei erfahren, daß diese immer wieder einmal überflutet wurden, weil sie so tief lagen.

Ich dachte dabei an die Piratenbrut. Es waren Untote gewesen oder Personen, die unter einem Zauber standen und gar nicht richtig gestorben waren. Eine Abart der Zombies, am Leben gehalten durch die uralte Schlangenmagie, die auch den Mönch gezeichnet hatte. Der Teufel suchte sich eben seine Leute aus.

Die Leichen waren alle zurück in die See geschwemmt worden. Ertrinken konnten sie kaum. Wenn sie der Mönch um sich gesammelt hatte, würden sie mit ihm zurückkehren.

Ungefähr noch zwei Minuten mußten wir gehen, bis wir Jorges Lieblingsplatz erreicht hatten.

Es war einer der einsamsten Strände. Hinter uns erhoben sich die zackigen Wände. Sie standen da wie das unregelmäßig geschaffene Kunstwerk eines Bildhauers und waren kaum von den Schatten der

Nacht zu unterscheiden.

Der Halbwüchsige deutete auf einen bestimmten Felsen, der höckerartig aus dem Sand ragte.

»Hier habe ich immer gesessen.«

»Dann nimm jetzt auch wieder Platz.«

Er war erstaunt. »Und ihr?«

»Wir finden schon unsere Deckung«, sagte Suko.

Beide erkannten wir, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte, da er so herumdruckste. »Da wäre noch etwas!« sagte er schließlich. »Kann ich, also kann ich vielleicht das Amulett haben?«

»Und dann?«

»Ich soll ihn doch damit locken.«

Das stimmte natürlich, nur war es mir zu riskant, ihm den Stein zu geben, deshalb schüttelte ich den Kopf. »Nein, ich behalte es. Zum gegebenen Zeitpunkt werde ich es dir in die Hand drücken. Jetzt nimm endlich Platz und warte.«

»Ja…« Er setzte sich vorsichtig nieder, als würde er zum ersten Mal in seinem Leben hier hocken. Als er sich dann umdrehte, blickte er ins Leere, denn Suko und ich waren verschwunden.

Wir hatten hinter den zurückliegenden Steinen Deckung gefunden. Suko kniete, ich hockte ebenfalls, denn zu hoch waren die Steine nicht, und in die Felsen wollte keiner von uns klettern.

Jetzt warteten wir.

Ich schaute auf die Uhr. Die dritte Morgenstunde war bereits angebrochen.

Beide verschmolzen wir mit den Schatten der Felsen. Hin und wieder warfen wir eine Blick zum Wasser hin, wo die Wellen mit ihren schaumigen Streifen anrollten.

Jorge war nervös. Kein Wunder bei der Belastung, die ihn erwartete. Er rutschte auf dem Stein von einer Seite zur anderen. Manchmal wischte er seine schweißfeuchten Handflächen auch am Stoff seiner Hosenbeine trocken. Das hielt nie lange an, denn er wiederholte die Bewegungen oft genug.

Der Wind blieb. An manchen Stellen, wo er sich besonders fing, schaufelte er Sand hoch und wirbelte ihn als Schleier durch die Luft.

Eine Viertelstunde verging. Sie kam uns sehr lang vor, wie lang mußte sie erst für Jorge sein?

Manchmal drehte er sich um. Dann sah es so aus, als wollte er aufstehen und zu uns kommen.

Zum Glück blieb er sitzen. Wenn er unter Beobachtung stand, wurde der Mönch wenigstens nicht mißtrauisch.

Doch plötzlich veränderte sich die Haltung des Jungen. Er saß steif da, blieb in dieser Haltung und schob sich dann langsam in die Höhe, als hätte er etwas entdeckt und wollte genauer nachschauen, ob dieser

Gegenstand noch vorhanden war.

Sein Blick war auf das Meer gerichtet. Er starrte den anrollenden Wellen entgegen, während er mit staksigen Schritten vorging, um das auslaufende Wasser zu erreichen.

Suko und ich nickten uns zu. Wir wollten noch nicht eingreifen, aber wir Waren sicher, daß eine Entscheidung dicht bevorstand und wir mit unserer Vermutung recht hatten.

Auch ich drückte mich hoch, blickte aber noch nicht über den Felsen hinweg, sondern wartete. Das Amulett hielt ich bereits in der rechten Hand.

Wenn es sein mußte, wollte ich es innerhalb eines kurzen Augenblicks präsentieren können.

War der Mönch da?

Suko flüsterte mir etwas zu. Nur ich konnte es hören. »John, da scheint etwas auf den Wellen zu treiben.«

»Der Mönch?«

»Weiß ich nicht. Es ist noch zu weit weg. Aber es wird näher herangeschwemmt. Halte dich bereit, das kann auch ein Trick sein.«

Wieder stieg die Spannung an. Es paßte mir nicht, hinter dem Felsen zu hocken, aber was sollte ich machen? Dieser Mönch mußte einfach gelockt werden.

Plötzlich hörten wir den Schrei. Schrill, grauenhaft, in höchster Not ausgestoßen.

Geschrien hatte Jorge.

Ihm mußte etwas Furchtbares widerfahren sein. Uns hielt nichts mehr hinter unseren Deckungen.

Gemeinsam starteten wir…

***

Beide sahen wir, daß Jorge auf die Knie fiel, die Arme hochriß, die Hände über dem Kopf zusammenschlug, seinen Körper vorbeugte und auf das starrte, was die Wellen angeschwemmt hatten. Obwohl wir ihn noch nicht erreicht hatten, wußten wir, daß es nicht der Mönch war.

Wenige Sekunden später sahen wir das Schreckliche und konnten den tiefen Schmerz des Jungen verstehen.

Vor uns lag Nina!

Sie war tot. Aufgedunsen das Gesicht, die Augen waren aus den Höhlen gedrückt worden. Der Mund stand offen, so konnten wir erkennen, daß sich tief im Rachen etwas bewegte.

Das waren die kleinen Schlangen.

Ich glaube, ich hätte diesen verdammten Dämon zerhackt, wenn ich ein Beil gehabt hätte, aber so ließ ich es bleiben und spürte nur den Druck in meiner Kehle.

Jorge wollte sich über sie werfen, Suko aber reagierte schneller. Er

riß ihn zurück.

Da fuhr der Junge hoch. Spiralenartig drehte er sich in die Höhe und starrte uns an. »Ihr!« schrie er. »Ihr seid schuld. Kein anderer, nur ihr!«

Er war außer sich, wollte sich losreißen, aber Suko bändigte ihn.

Der Zusammenbruch ließ nicht lange auf sich warten. Jorge fiel auf die Knie und vergrub sein Gesicht in beide Hände.

Ich aber kümmerte mich um das Mädchen. War sie tot, lebte sie noch auf diese schlimme Art und Weise? Niemand war da, der mir eine Antwort geben konnte.

Als ich sie anfaßte, fühlte sich die Haut so kalt an, als hätte Nina in einem Kühlschrank gelegen.

Ich ließ sie liegen. Ihre Füße wurden von den Wellen umspielt. Sie war vom Wasser an Land getrieben worden, und aus dem Wasser würde auch der Mönch mit seiner Schlangenhand erscheinen.

Noch war er nicht zu sehen. Er konnte sich auch gut dicht unter der Oberfläche halten, ohne von uns bei dieser Finsternis entdeckt zu werden. Für einen Moment dachte ich daran, ins Wasser und ihm damit entgegenzulaufen, ließ es jedoch sein, denn im schäumenden Wellenmeer war er mir sicher überlegen.

»John!«

Ich fuhr herum, als ich Sukos Stimme vernahm. Im selben Augenblick hörte ich auch die dumpfen Aufschläge im Sand. Sie erfolgten deshalb, weil sich aus der großen Felswand die Gestalten lösten. Sie hatten dort in Spalten, Ritzen, Einschnitten und möglicherweise auf kleinen Simsen gelauert. Jetzt ließen sie sich kurzerhand nach vorn fallen und landeten auf dem Strand.

Es war die verdammte Mannschaft, die wir aus der Kaschemme kannten. Das Wasser hatte sie überschwemmt, aber gleichzeitig zurück ins Meer gezogen. Eine magisch beeinflußte Strömung mußte sie an diese Stelle des Strands geschafft haben.

Bisher hatten sie uns waffenlos gegenübergestanden. Jetzt aber zogen sie ihre Säbel, Krummschwerter und Radschloßpistolen. Einer schwang auch eine Muskete.

In breiter Front gingen sie auf uns zu.

Wenn wir ihnen entwischen wollten, mußten wir parallel zum Strand laufen, aber das wollten wir nicht. Wir mußten diesen verfluchten Mönch stellen, denn er hielt sich auch weiterhin versteckt. Wenigstens entdeckte ich ihn nicht innerhalb der Horde.

Doch er war da!

Ich sah ihn, als ich mich umdrehte. Er stand im Wasser, die auslaufenden Wellen umspielten seine Beine. Seine rechte Hand hatte er angewinkelt, ich konnte trotzdem erkennen, daß sich seine vier Schlangenfinger bewegten.

Er kam auf mich zu.
Auch seine Horde näherte sich uns.
Angriff war jetzt die beste Verteidigung. »Bleib du bei dem Jungen, Suko!« schrie ich meinem Freund zu und lief dem verfluchten Mönch entgegen…

***

Das Wasser und die anrollenden Wellen hemmten natürlich meine Laufbewegungen. Hinzu kam der Schlick, in dem meine Füße bei jedem Schritt versanken.
Der Mönch war von seiner Kraft überzeugt. Er traf keinerlei Anstalten, mich jetzt schon anzugreifen. Er wollte die direkte Konfrontation. Und die konnte er haben.
In der Hand hielt ich das Amulett, das Kreuz war noch verborgen, ich wollte es als letztes Mittel einsetzen.
Plötzlich schoß der Schlangenarm vor. Er wurde verflucht lang. Die vier Schlangen zielten auf meinen Oberkörper und mein Gesicht.
Ich tauchte zur Seite.
Haarscharf verfehlte sie mich. Ich landete mit der rechten Seite im niedrigen Wasser, sah die Hand zurückzucken, und bevor sie mich noch einmal attackierte, hielt ich das Amulett hoch.
»Da ist es!« schrie ich dem Mönch entgegen, dessen Kutte naß an seinem Körper klebte. »Jetzt bin ich der Bote.«
Er zeigte sich so irritiert, daß er nicht einmal eingriff, als ich mich wieder hinstellte.
Drei Schritte trennten uns. Die Wellen umspielten meine Füße und die Schienbeine. Was hinter mir geschah, bekam ich nicht mit. Ich hatte das Gefühl, mit dem Mönch ganz allein auf der Welt zu sein.
In seinem Gesicht bewegte sich das alte Fleisch, als bestünde es aus einer weichen Gummimasse. Auch die Augen rollten. Die vier Schlangen an seiner rechten Hand zuckten. Er wußte nicht so recht, wie er reagieren sollte.
Ich ging noch näher. Wenn ich ihn packte, sollte er keine Chance haben, auszuweichen.
»Sie ist tot, die kleine Nina. Du hast sie vernichtet.«
Er gab keine Antwort auf diese Frage, sondern verlangte mit harter Stimme das Amulett.
»Das kannst du haben«, erwiderte ich und streckte die rechte Hand aus.
Ich sah, wie seine Schlangenhand zuckte, und sagte schnell: »Nein, nein, nimm es mit der anderen.«
Er wollte nicht. »Nur mit der Schlangenhand.«
»Na gut.«
Ich konnte eigentlich nicht verstehen, daß er auf meine Forderungen

einging. Er mußte so auf den Besitz des Amuletts fixiert sein, daß ihm alles andere ziemlich egal war.

Die Schlangenhand näherte sich mir. Diesmal wesentlich langsamer. Er wollte wohl kein Risiko eingehen. Noch hielt ich meine linke Hand ruhig.

Sie hing glatt am Körper herab, aber die Finger berührten bereits das Kreuz.

Nur wenn ich es im richtigen Augenblick zog und einsetzte, konnte ich gewinnen.

Wann aber kam dieser Augenblick?

Genau da, als sich die Schlangenfinger von vier verschiedenen Seiten her zusammenzogen, um nach dem Amulett zu greifen.

Da riß ich das Kreuz aus der Tasche und preßte es gegen das Amulett.

Gleichzeitig klatschten die vier Finger auf den Stein, und das Kreuz reagierte, auch ohne daß ich es aktivieren mußte.

Ein mörderischer, tiefer, gleichzeitig uriger Schrei hallte durch das Rauschen des Wassers.

Der Mönch zog seine Klaue zurück, er selbst wankte auch nach hinten, hob den rechten Arm an und schlenkerte seine Finger, als hätte er sich an einer heißen Ofenplatte verbrannt.

Bei jedem Schwung wurden die Schlangen lang und länger. Nur war es keine natürliche Reaktion, denn mit der Länge begann auch die Fäulnis.

Ich schaute zu, wie sie plötzlich abfielen, in mehrere Teile zerrissen wurden, so daß mir die einzelnen Stücke um die Ohren flogen.

Es war ein Bild der Vernichtung.

Für mich jedoch ein Bild des Sieges, denn die Kraft verließ den Mönch.

Er fiel in die Wellen. Für einen Moment sah es so aus, als sollte er mir noch entgegengetrieben werden, doch er war einfach zu schwer. Im Schlick blieb er liegen.

Ich sah mich nicht nach meinem Freund um, der Mönch war wichtiger.

Jede anrollende Welle erreichte seinen Rücken, hob ihn noch einmal hoch, so daß ich sah, wie er verging. Seine Schädeldecke war aufgeplatzt.

Hervor strömten - Schlangen!

Graue, schwarze, grüne. Alles war vertreten. Sie quollen heraus und vernichteten ihn gleichzeitig, während die Wellen sie gegen mich trieben.

Ich ging zurück. Vom Strand hoben sich Suko und Jorge deutlich ab. Sie standen nebeneinander, rührten sich nicht, denn der gesamte Strand befand sich in Bewegung.

Vielleicht waren es Hunderte oder Tausende von Schlangen, die durch den Sand krochen, sich wie irre im Kreis bewegten, dabei von Sekunde zu Sekunde schlaffer wurden und schließlich gekrümmt und allmählich verfaulend liegenblieben.

»Das waren einmal Menschen!« rief mir Suko zu.

Ich nickte.

Alles war vernichtet, bis auf die Waffen. Sie blieben als makabre Andenken zurück.

Ich schritt durch das Wasser auf die beiden zu. Der Tod dieses Mädchens mußte Jorge hart getroffen haben. Auch ich hatte damit gerechnet, daß wir Nina retten konnten. Es hatte nicht sein sollen.

Ich sagte Jorge nicht, daß der Mönch vernichtet worden war. Es hätte ihn auch nicht getröstet.

»Gehen wir?« fragte Suko.

»Ja.«

Wir schritten langsam zurück. Irgendwann drehte ich mich noch einmal um. Da sah ich den ersten blitzenden Sonnenstrahl am Himmel, der wie die Klinge einer blanken Lanze über den Himmel fuhr.

Für mich ein Zeichen, daß der Tod besiegt worden war. Ein neuer Tag begann und damit auch ein neues Leben…

***

Als die Kollegen von der portugiesischen Polizei erfuhren, was in ihrer Stadt geschehen war, mußte ich zunächst einmal bleiben. Nach den Leichen der echten Besatzung zu suchen, hatte keinen Sinn. Die Toten würden irgendwann einmal angeschwemmt werden.

Mit Erklärungen war ich vorsichtig. Zudem durfte nichts an die Presse dringen, deshalb wurde auch der Geheimdienst eingeschaltet. Wir besichtigten noch einmal die Orte des Geschehens und sammelten auch die Toten ein. Dieser traurigen Pflicht konnten wir uns leider nicht entziehen.

Auch Jorge blieb bei uns. Er war traurig, daß wir zwei Tage später wieder fuhren.

Die Kollegen wollten auf Nummer Sicher gehen und hatten uns bis zum Flughafen begleitet. Dort brachte man uns auch in die Maschine und gab uns zu verstehen, daß wir uns beim nächsten Besuch anzumelden hätten.

»Gern!« beruhigte ich sie.

Jorge gab uns die Hand. »Und dann müßt ihr auch zu mir kommen«, sagte er mit kratziger Stimme, bevor er uns einen Zettel mit seiner Adresse in die Hand drückte.

Bevor wir uns bedanken konnten, wandte er sich ab und rannte aus der Maschine.

Fünfzehn Minuten später flogen wir nach Norden. Die sieben Hügel von Lissabon blieben unter und hinter uns zurück. London wartete. Und damit auch sicherlich neue Aufgaben…

ENDE